

# COMING-OUT IM NETZ!?

DIE BEDEUTUNG DES INTERNETS IM COMING-OUT  
VON QUEER-LESBISCHEN FRAUEN

Ulrike Roth



# COMING-OUT IM NETZ!?

DIE BEDEUTUNG DES INTERNETS IM COMING-OUT  
VON QUEER-LESBISCHEN FRAUEN

Ulrike Roth

## Impressum

Herausgabe: LAG Lesben in NRW e.V.  
Sonnenstraße 14  
40227 Düsseldorf

Koordinations- und Forschungsstelle  
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW  
Universität Duisburg-Essen  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen

Lektorat: Dr. Mechthilde Vahsen

Satz: Bettina Steinacker

[www.lesben-nrw.de](http://www.lesben-nrw.de)  
[www.netzwerk-fgf.nrw.de](http://www.netzwerk-fgf.nrw.de)

ISBN 978-3-936199-21-5  
Essen/Düsseldorf, 2015

gefördert vom:

**Ministerium für Gesundheit,  
Emanzipation, Pflege und Alter  
des Landes Nordrhein-Westfalen**





## VORWORT

Im August 2015 hat die Video-Bloggerin Melina Sophie in einem Video ihr „persönliches, lebenslanges Geheimnis“ mitgeteilt. „Ich bin lesbisch und es hat mich selbst verdammt viel Zeit gekostet, das zu akzeptieren“, sagte die 19-Jährige, deren Lifestyle-Kanal „LifeWithMelina“ von fast einer Million Menschen abonniert wird. Das Video hat es binnen kürzester Zeit auf über 3 Millionen Klicks gebracht. Darin beschreibt die Vloggerin den langen Prozess – auch mit Anbandeleien mit Männern –, bis sie sich endlich so akzeptiert hat, wie sie ist. Wenige Wochen vor der Veröffentlichung des Videos hatte sich die US-amerikanische Youtuberin Ingrid Nilsen als lesbisch geoutet. Ihr Coming-Out-Video wurde bereits mehr als zwölf Millionen Mal angeklickt. Viele Zuschauer\_innen bedanken sich über Facebook und Youtube bei den Vloggerinnen für die Offenheit und dass sie mit ihnen ihr „Geheimnis“ teilen.

Hier wird deutlich, was die vorliegende Forschungsarbeit von Ulrike Roth feststellt: Das Internet erfüllt eine unterstützende Funktion im Prozess des Coming-Out von queer-lesbischen Frauen. Es macht deren Lebensrealitäten in einer vornehmlich heterosexuell strukturierten Gesellschaft sichtbar. *Queer-lesbisch* – statt *lesbisch* oder *queer* – hat die Autorin als Bezeichnung gewählt und erläutert diese Wahl bereits zu Beginn ihrer Studie.

Die acht Interviewten beschreiben verschiedene Formen von Ausgrenzungen und Diskriminierungen bis hin zu Gewalt, aber auch, wie sie Umgangsweisen mit diesen Erfahrungen entwickeln. Im Ergebnis zeigt sich, dass die Internetnutzung im Coming-Out als positiv und unterstützend wahrgenommen wird. Gab vor 20 Jahren noch das häufig ehrenamtlich angebotene Lesbentelefon Hilfen im Coming-Out und für das Knüpfen von Kontakten, greifen Mädchen, Frauen, Lesben und Queers heute auf vielfältige Internetangebote zurück. Dabei nutzen sie in der ersten Zeit der Orientierung das Internet vor allen Dingen lesend. Kontakte werden erst dann über das Internet hergestellt, wenn bereits weitestgehend Klarheit über die eigenen Gefühle besteht. Daher bleibt es notwendig, dass Mädchentreffs, Frauenberatungsstellen und/oder psychosoziale Beratungseinrichtungen für Lesben, Schwule, Trans\* und ihre Angehörigen im Internet sowie darüber hinaus präsent sind und begleitende Gruppen- und Beratungsangebote zur Unterstützung im Coming-Out bereithalten.

Die Forschungsarbeit richtet sich an Einrichtungen und Personen, die in der Beratung von queer-lesbischen Frauen, insbesondere zu Fragen des Coming-Out, tätig sind. Aber auch Personen, die sich selbst im Prozess des Coming-Out befinden und Näheres darüber erfahren möchten, finden hier Informationen.

Darüber hinaus hoffen wir, dass die Veröffentlichung der Studie in der Reihe „Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW“ weitere Forschungen zu diesem Themenfeld anregt.

Wir danken Ulrike Roth vom Institut für Kommunikationswissenschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und ausdrücklich den Interviewten, dass sie ihre Erfahrungen und Forschungsergebnisse mit uns teilen. Außerdem danken wir dem Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Landes Nordrhein-Westfalen für die Förderung der Veröffentlichung dieser Forschungsarbeit im Rahmen des NRW-Aktionsplans für Gleichstellung und Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt – gegen Homo- und Transphobie.

*Prof. Dr. Anne Schlüter, Dr. Beate Kortendiek*  
*Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW*  
*Koordinations- und Forschungsstelle*

*Gabriele Bischoff*  
*LAG Lesben in NRW e.V.*  
*Geschäftsstelle*

Essen/Düsseldorf, November 2015



## **DANKSAGUNG**

An der Erstellung und Publikation dieser Studie waren mehrere Personen beteiligt, denen mein besonderer Dank gilt. Dazu gehören zuallererst die Interviewpartner\_innen, die ihre Geschichten und Erfahrungen mit mir geteilt haben. Außerdem bedanke ich mich bei Gabriele Bischoff von der LAG Lesben in NRW und Dr. Beate Kortendiek vom Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW für ihre Unterstützung bei der Veröffentlichung der Studie; bei Luka Stoll für die wertvollen Diskussionen und das Feedback, die in diese Arbeit eingeflossen sind, und bei Nadine Müller, ohne die diese Forschungsarbeit möglicherweise doch nicht das Licht der Welt erblickt hätte.

*Ulrike Roth*

Münster, November 2015



## INHALT

<b>1</b>	<b>EINLEITUNG</b>	<b>7</b>
<b>2</b>	<b>QUEER-LESBISCHE FRAUEN</b>	<b>10</b>
2.1	Lesbisch, queer und queer-lesbisch	10
2.2	Lebensrealitäten und Diskriminierung von queer-lesbischen Frauen	14
2.3	Queer-lesbische Lebensweisen als Bedrohung? Eine theoretische Perspektive	19
2.4	Das Coming-Out im Leben queer-lesbischer Frauen	21
<b>3</b>	<b>DAS INTERNET</b>	<b>25</b>
3.1	Charakteristika des Internets	25
3.2	Nutzungspraktiken des Internets	27
3.2.1	Identitätsmanagement	28
3.2.2	Beziehungsmanagement	29
3.2.3	Informationsmanagement	30
3.3	Queer-lesbische Inhalte im Internet: Überblick und Links	31
<b>4</b>	<b>INTERVIEWTE UND FORSCHUNGSDESIGN</b>	<b>35</b>
<b>5</b>	<b>DIE BEDEUTUNG DES INTERNETS IM QUEER-LESBISCHEN COMING-OUT</b>	<b>37</b>
5.1	Das Coming-Out	37
5.1.1	Zentrale Erfahrungen im Coming-Out	37
5.1.2	Coming-In: Eigene Reaktionen auf erste queer-lesbische Gefühle	43
5.2	Die Rolle von Selbstbezeichnungen	47
5.2.1	Praxen der Selbstbezeichnung	47
5.2.2	Freiheit durch Bezeichnung	49
5.2.3	Totalisierung durch Bezeichnung	50



5.3	Internetnutzung im Coming-Out	52
5.3.1	Informationsmanagement: Der Drang nach Wissen	52
5.3.2	Beziehungsmanagement: Der Wunsch nach Kontakten und Austausch	54
5.3.3	Identitätsmanagement: Die stigmatisierte Identität geheim halten	57
5.4	Internetnutzung als praktische Ressource im Coming-Out	58
5.4.1	Anonymität und Zugang zu Wissen	58
5.4.2	Erleichterung der Kontaktaufnahme	59
5.5	Internetnutzung als emotionale Ressource im Coming-Out	61
5.5.1	Das Wissen um die Existenz anderer: „Ich bin nicht allein“	61
5.5.2	Der Abbau (eigener) Vorurteile: „Das war in meinem Ursprungsbild von einer lesbischen Frau gar nicht vorhanden“	62
5.5.3	Konkretisierung queer-lesbischer Lebenswelten: „Dass das möglich ist“	63
5.6	Risiken der Internetnutzung im Coming-Out: Privatheit und Öffentlichkeit	64
<b>6</b>	<b>FAZIT</b>	<b>66</b>
<b>7</b>	<b>LITERATURVERZEICHNIS</b>	<b>68</b>

## EINLEITUNG

Spätestens seit dem Projekt *It Gets Better* besteht kein Zweifel, dass das Internet auch im Prozess des Coming-Out eine unterstützende und wirkungsvolle Funktion erfüllen kann. Das Projekt *It Gets Better* nutzte YouTube, um homo- und bisexuellen sowie Trans\*Jugendlichen in den USA durch Videobotschaften Mut für die Bewältigung ihres Alltags zuzusprechen (vgl. [www.itgetsbetter.org](http://www.itgetsbetter.org); Savage/Miller 2011; Tropiano 2014). Der Autor und Kolumnist Dan Savage und sein Partner Terry Miller veröffentlichten das erste Video im September 2010 als Reaktion auf eine Welle von Selbstmorden unter LGBT\*Jugendlichen in den USA, die an der Highschool belästigt und ausgegrenzt wurden. Beide hatten selbst an der Highschool ähnliche Erfahrungen gemacht. In der *Süddeutschen Zeitung* erklärte Dan Savage, jedes Mal, wenn der Selbstmord eines weiteren Jugendlichen bekannt wurde, gedacht zu haben: „Hätte ich nur fünf Minuten Zeit gehabt, um ihm zu sagen, dass es wirklich besser wird.“ (Klüver 2010: 19) Schließlich nutzten Savage und Miller YouTube, um sich per Videobotschaften an die Jugendlichen zu wenden. Das Ziel des Projekts wird auf der Internetseite wie folgt formuliert:

*Many young people face daily tormenting and bullying, leading them to feel like they have nowhere to turn. This is especially true for LGBT kids and teens, who often hide their sexuality for fear of bullying. [...] While many of these teens couldn't see a positive future for themselves, we can. [...] The It Gets Better Project wants to remind teenagers in the LGBT community that they are not alone – and it WILL get better.”<sup>1</sup>*

Auf die erste Videobotschaft folgten unzählige weitere Videos von Prominenten und Nicht-Prominenten, die innerhalb des ersten Monats über drei Millionen Mal aufgerufen wurden (vgl. SZ 28.10.2010).<sup>2</sup>

Auch wenn sich das Beispiel auf die USA bezieht, werden zwei Aspekte deutlich, die m. E. auch für Deutschland gelten. Erstens existieren auch heute noch Stigmatisierung und Ausgrenzung von gleichgeschlechtlichen Lebensweisen, mit denen sich die Betroffenen in ihrem Alltag auseinandersetzen müssen. Zweitens kann das Internet ein Instrument darstellen, diesen Herausforderungen zu begegnen. Hieran will die vorliegende Forschungsarbeit anschließen, indem sie die Bedeutung des Internets im Coming-Out von queer-lesbischen Frauen untersucht.

Dabei konzentriert sich die Studie auf queer-lesbische Frauen<sup>3</sup> und ihr Coming-Out, da diese in besonderer Weise von Ausgrenzung und Diskriminierung betroffen sind und sich darüber hinaus mit der Unsichtbarkeit ihrer Lebensweise in der Öffentlichkeit konfrontiert sehen (vgl. Hänsch 2003 sowie Kap. 2.2). Auch heute noch gilt Heterosexualität in Deutschland als vermeintlich natürliche Norm und wird im Regelfall im sozialen Miteinander unterstellt. Erst diese Normsetzung führt dazu, dass ein sogenanntes Coming-Out Teil queer-lesbischer Biographien wird (vgl. Wolf 2004: 59). Der Prozess des Coming-Out verläuft dabei noch immer oft krisenhaft und ist mit emotionalen Herausforderungen sowie Auseinandersetzungen mit sich und dem sozialen Umfeld verbunden. Wird sich ein Mädchen oder eine Frau ihrer Gefühle für andere Mädchen oder Frauen bewusst, fällt es ihr oft nicht leicht, diese vor sich selbst sowie vor anderen anzuerkennen und auszuleben. Da Jugendliche im Laufe ihrer Sozialisation wenig Zutreffendes über gleichgeschlechtliches Leben und Lieben lernen, bleiben ihre eigenen Vorstellungen von queer-lesbischen Lebensweisen nicht selten von Vorurteilen geprägt und wirken sich negativ auf die Wahrnehmung ihres Selbst und ihrer Gefühle aus. Der Gedanke, nicht „anders“ oder „komisch“ sein zu wollen, sowie die Angst vor negativen Reaktionen ihres Umfelds führen bei vielen lesbischen Mädchen und Frauen in ihrem Coming-Out-Prozess zu einer Zeit der sozialen Isolation, in der sie ihre lesbischen Gefühle mit sich selbst ausmachen. Fehlende Ansprechpartner\_innen und Rollenbilder erschweren dabei den Weg aus der Isolation (vgl. Wolf 2004: 63 sowie Kap. 2.4).

Das Internet hält demgegenüber verschiedene Angebote bereit, die bei der Bearbeitung und Überwindung dieser Herausforderungen möglicherweise unterstützend wirken können. So ermöglichen Netzwerkplattformen eine erste Kontaktaufnahme mit anderen queer-lesbischen Personen auch über geographische Grenzen hinweg und ohne dass die eigene Identität preisgegeben werden muss. Darüber hinaus haben

<sup>1</sup> [www.itgetsbetter.org/pages/about-it-gets-better-project/](http://www.itgetsbetter.org/pages/about-it-gets-better-project/), Zugriff 13.12.2011.

<sup>2</sup> Inhaltlich wurde das It-Gets-Better-Projekt aus mehreren Gründen aber auch stark kritisiert. Zentral ist dabei die Kritik, dass andere Diskriminierungserfahrungen (etwa Rassismus, Klassismus, Sexismus, Ableismus), mit denen sich Jugendliche ebenfalls konfrontiert sehen, ausgeblendet werden. Die Bloggerin Diana Cage schrieb im Oktober 2010 etwa: „Seriously, we all know it gets better a lot sooner if you are white, cisgendered, and middle class. And for a lot of us it stays pretty hard.“ (<http://velvetparkmedia.com/blogs/it-doesnt-get-better-you-get-stronger>, Zugriff 22.09.2015). Weitere Kritikpunkte finden sich etwa bei Puar 2010, 2011; Johnson 2014.

<sup>3</sup> Zur Begründung und Erläuterung der Bezeichnung queer-lesbisch siehe ausführlich Kapitel 2.1 und Kapitel 5.2.

Nutzer\_innen durch verschiedene Anwendungen und in verschiedenen Öffentlichkeiten im Internet die Möglichkeit, eigene Inhalte zu produzieren und mit anderen zu teilen (*user-generated content*) und sich so mit einer eigenen queer-lesbischen Identität online auseinanderzusetzen bzw. diese möglicherweise spielerisch zu erproben. Profile und Kommentare bei Lesarion oder Facebook, persönliche Blogs oder Videos auf Youtube sind nur die meist verwendeten Beispiele.

War es früher nur professionellen Journalist\_innen vorbehalten, Inhalte über Massenmedien zu verbreiten und einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, kann heute – zumindest theoretisch – jede Person mit Internetzugang ihre eigenen Inhalte ins Netz stellen. Resultat dieser Entwicklung, die als Web 2.0 bezeichnet wird, ist eine Vervielfältigung an im Internet zugänglichen Themen. Auch wenn nicht jedes im Internet veröffentlichte Thema von der breiten Öffentlichkeit rezipiert wird, können kleinere Gruppen von Interessierten sich so in Teilöffentlichkeiten zusammenfinden und sich über verschiedene (z. B. queer-lesbische) Themen austauschen. Das Internet, das „einerseits Informationen und andererseits Menschen untereinander und miteinander verknüpft und füreinander auffindbar macht“ (Schmidt 2011: 11), könnte daher ein wertvolles Instrument im Prozess des Coming-Out darstellen.

In dieser Arbeit ziehe ich den Begriff Internet ganz bewusst anderen Begriffen wie Web 2.0 oder Social Web vor, da erstens schwerlich ein Sprung im Sinne von 1.0 zu 2.0 (oder gar 3.0) festzustellen ist (vgl. Schmidt 2011: 16; Fisch/Gscheidle 2008) und zweitens auch „traditionelle“ Internetseiten in die Untersuchung einbezogen werden, deren Abgrenzung zu Personal-Publishing-Seiten wie Blogs ohnehin nicht immer eindeutig ist (vgl. Kap. 3.1).

Trotz der Möglichkeiten, die das Internet für die Herausforderungen im Prozess des Coming-Out bereitstellt, liegen bisher keine Studien vor, die die Bedeutung des Internets im Coming-Out von queer-lesbischen Personen in Deutschland genauer untersuchen. Während das Internet Gegenstand einer unüberschaubaren Anzahl von Studien ist, lassen sich im deutschsprachigen Raum bisher keine Arbeiten zu der Kombination der Themen Internet und queer-lesbisches Leben oder Coming-Out finden. Die beiden einzigen mehr oder weniger aktuellen Studien, die explizit das lesbische Coming-Out thematisieren (vgl. Zuehlke 2004; Wolf 2004), verweisen zwar – teilweise in Nebensätzen – auf das Internet als Ressource im Coming-Out-Prozess, schenken ihm aber keine genauere Beachtung, was vermutlich mit ihrem Erscheinungsdatum zusammenhängt.

Auch wenn die Anzahl an Aufrufen der Videos des *It-Gets-Better*-Projekts eindrucksvoll ist, bleibt die Frage offen, welche Bedeutung die Videos für die Nutzenden konkret haben bzw. wie diese die Videos tatsächlich empfinden. Daher wird in dieser Studie eine Herangehensweise gewählt, die die Perspektive der Nutzenden in den Mittelpunkt stellt und queer-lesbische Frauen selbst zu Wort kommen lässt. Vor diesem Hintergrund untersucht die vorliegende Studie folgende Fragen:

- Wie nutzen queer-lesbische Personen das Internet während ihres Coming-Out?
- Inwiefern stellt das Internet beim Coming-Out ein hilfreiches Instrument dar, um etwaige Herausforderungen in diesem Prozess zu bewältigen?

Es stellt sich außerdem die Frage, ob bzw. inwiefern das Internet neue, hilfreiche Wege bereitstellt, eine queer-lesbische Lebensweise trotz gesellschaftlicher Stigmatisierung und Ausgrenzung im Prozess des Coming-Out für sich selbst anzunehmen, zu etablieren und auf eigene Weise selbstbewusst zu leben.

Die Motivation der vorliegenden Forschungsarbeit ist dabei nicht nur, tiefere Erkenntnisse hinsichtlich der Internetnutzung queer-lesbischer Frauen als gesellschaftlich marginalisierte Personengruppen zu liefern. Vielmehr gilt es auch herauszufinden, was an der Internetnutzung im Coming-Out als positiv und unterstützend wahrgenommen wird, sodass gezielt entsprechende Angebote hergestellt werden können, auf die Mädchen, Frauen und Queers in ihrem Coming-Out als Ressource zurückgreifen können. Damit möchte die Studie erstens weitere Forschungen zu diesem Thema anregen. Zweitens richtet sie sich an Einrichtungen und Personen, die in der Beratung von queer-lesbischen Frauen, insbesondere zu Fragen des Coming-Out, tätig sind. Drittens adressiert sie auch Personen, die sich selbst im Prozess des Coming-Out befinden und Näheres darüber erfahren möchten.



Da zu dem Thema der Forschungsarbeit bisher keine Studien vorliegen, wird ein qualitatives Forschungsdesign gewählt, das sich dem Gegenstand auf explorative Weise nähert. Um die Internetnutzung queer-lesbischer Frauen in ihrem Coming-Out-Prozess analysieren zu können, wurden acht qualitative Leitfaden-Interviews mit Personen zwischen 18 und 26 Jahren geführt, die sich mit den Bezeichnungen queer, lesbisch oder queer-lesbisch identifizieren. Als Schablone der Analyse dienen die von Schmidt (2009) herausgearbeiteten Nutzungspraktiken Identitäts-, Beziehungs- und Informationsmanagement. Sie beschreiben konkret, wie Anwendungen des Internets genutzt werden, um die Entwicklungsaufgaben der Selbst-, Sozial- und Sachauseinandersetzung zu erfüllen. Dazu gehören etwa die Thematisierung des eigenen Selbst in einem Profil oder Blog, der Austausch mit anderen beim Chatten oder über Chronikeinträge auf Netzwerkplattformen oder die Beschaffung von Informationen zu bestimmten Themen und die Bewertung eines Films. Die Einteilung anhand der Nutzungspraktiken ermöglicht eine Systematisierung der konkreten Internetnutzung der Befragten bei gleichzeitigem Fokus auf die Entwicklung des eigenen Selbst in seiner sozialen Umwelt, der im Coming-Out eine besondere Bedeutung zukommt.

Die Studie ist im Feld der kommunikations- sowie sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung verortet und orientiert sich an queeren Theorieansätzen, die gesellschaftliche Ausschlussmechanismen im Allgemeinen sowie aufgrund von Geschlecht und Sexualität im Besonderen thematisieren (vgl. etwa Hark 2005; Degele 2008). Damit steht Heterosexualität im engen Zusammenspiel mit dem Konzept der Zweigeschlechtlichkeit, also der Annahme einer Existenz von nur zwei Geschlechtern. Geschlecht und dessen Natürlichkeit werden als kulturell hervorgebrachte Kategorie verstanden, was keine Leugnung von Körperlichkeit bedeutet, sondern die Betonung ihrer Formung durch gesellschaftliche Normen und Diskurse (vgl. Butler 1995: 21–35; Villa 2003: 72f.).

Aus diesem Grund wird in der schriftlichen Sprache dieser Forschungsarbeit auch der Unterstrich, besser bekannt als *gendergap*, verwendet (vgl. etwa Hermann 2003), mit dem sich LeserInnen oder Leser und Leserinnen als Leser\_innen schreiben. Der Unterstrich versucht, Raum zu schaffen für alle gelebten Geschlechtlichkeiten, die nicht in grammatikalisch und gesellschaftlich produzierte Schranken der Zweigeschlechtlichkeit passen.

Der Aufbau der Arbeit ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil der Forschungsarbeit beschäftigt sich auf der Basis der Auswertung bereits bestehender Literatur mit queer-lesbischen Frauen (Kap. 2) und dem Internet (Kap. 3). Dabei werden zunächst die Begriffe queer und lesbisch geklärt (Kap. 2.1) und anschließend die Lebensrealitäten und Diskriminierungen umrissen, mit denen queer-lesbische Frauen sich konfrontiert sehen. Kapitel 2.3 liefert außerdem mit Bezug auf Judith Butlers Konzept der heterosexuellen Matrix eine theoretische Perspektive darauf, warum queer-lesbische Lebensweisen in der Gesellschaft stigmatisiert und als bedrohlich wahrgenommen werden. Vor diesem Hintergrund wird in Kapitel 2.4 schließlich erörtert, was genau unter Coming-Out zu verstehen ist. In Kapitel 3 werden die Charakteristika des Internets behandelt (Kap. 3.1) und verschiedene Arten von Nutzungspraktiken vorgestellt (Kap. 3.2), um zu zeigen, warum und auf welche Weise es im queer-lesbischen Coming-Out möglicherweise relevant sein kann. Anschließend stellt Kapitel 3.3 eine Auswahl queer-lesbischer Inhalte im Internet inklusive entsprechender Links vor.

Der zweite Teil der Forschungsarbeit stellt kurz das methodische Forschungsdesign der Studie vor (Kap. 4), um anschließend genauer die empirischen Befunde der Interviews zu präsentieren. Dazu werden zunächst die Coming-Out-Erfahrungen der Interviewten vorgestellt, die als Grundlage für die Darstellungen und Analysen der Internetnutzung dienen (Kap. 5.1). Im Anschluss werden kurz die Selbstbezeichnungen der Befragten vorgestellt (Kap. 5.2), während Kapitel 5.3 die Internetnutzung der Interviewten während ihres Coming-Out entlang der Nutzungspraktiken Informations-, Beziehungs- und Identitätsmanagement darstellt. Die folgenden Kapitel arbeiten schließlich heraus, inwiefern die Nutzung des Internets im Coming-Out eine praktische (Kap. 5.4) sowie emotionale Ressource (Kap. 5.5) darstellen kann. Abschließend formuliert Kapitel 6 das Fazit der Studie und einen Ausblick.

## QUEER-LESBISCHE FRAUEN

Die Beschäftigung mit der Frage nach der Bedeutung des Internets im Coming-Out von queer-lesbischen Frauen erfordert zunächst einmal, zu erörtern, was das Leben queer-lesbischer Frauen prägt. Dazu werde ich in einem ersten Schritt (Kap. 2.1) die Begriffe *queer* und *lesbisch* erläutern und darlegen, aus welchen Gründen ich die Bezeichnung *queer-lesbisch* gewählt habe. Anschließend (Kap. 2.2) gehe ich genauer auf die Lebensrealitäten ein, mit denen sich queer-lesbische Frauen in einer vornehmlich heterosexuell strukturierten Gesellschaft konfrontiert sehen, um danach (Kap. 2.3) mit Judith Butlers heterosexueller Matrix einen theoretischen Erklärungsansatz für die Ausgrenzung und Abwertung queer-lesbischer Lebensweisen vorzustellen. Vor diesem Hintergrund erläutere ich schließlich (Kap. 2.4), was unter dem Prozess des Coming-Out als Teil queer-lesbischer Biographie zu verstehen ist.

### 2.1 Lesbisch, queer und queer-lesbisch

Im Prozess dieser Forschungsarbeit wurde immer deutlicher, dass Frauen, die Frauen begehren und sich jenseits heterosexueller Lebensentwürfe bewegen, verschiedene Selbstbezeichnungen wählen. Vor allem *lesbisch* und *queer* sind dabei besonders oft verwendete und präsente Bezeichnungen. In Bezug auf ihre Entstehungsgeschichte und Bedeutungen sind diese beiden Begriffe zwar einerseits eng miteinander verknüpft, aber unterscheiden sich andererseits klar voneinander – zumindest theoretisch. Welcher der Begriffe in der Praxis und im alltäglichen Leben von wem und wofür verwendet wird, ist allerdings weniger eindeutig. Um eine sinnvolle Entscheidung treffen zu können, welche Begriffe ich in der Forschungsarbeit verwenden kann und will, habe ich die Frage nach den Selbstbezeichnungen in die Forschungsarbeit aufgenommen. Obwohl sie nicht direkt das Forschungsvorhaben der Untersuchung betrifft, erschien es mir notwendig, auf diesem Weg angemessene Begrifflichkeiten zu entwickeln, die den befragten Personen dieser Untersuchung und damit letztlich auch dem Gegenstand der Forschung gerecht werden. Der in der Arbeit verwendete Begriff *queer-lesbische Frauen* oder *Personen* ist somit das Ergebnis dieses Suchprozesses und orientiert sich an den Aussagen der Interviewten (vgl. Kap. 5.1). Durch diese Begrifflichkeit soll den verschiedenen Identitätsentwürfen der Befragten ein Platz in der Forschungsarbeit eingeräumt werden. Die folgenden Ausführungen werden allerdings zeigen, dass diese Konstruktion einige Widersprüche enthält.

Denn queer ist die Reaktion auf die in diesem Kapitel nachgezeichnete Kritik an Ausschlüssen, die nach Ansicht queerer Aktivist\_innen der Identitätsbezeichnung lesbisch sowie lesbischen Kämpfen um Anerkennung anhaften. Im Gegensatz zum Englischen hat der Begriff queer in der deutschen Sprache keinerlei erkennbaren Zusammenhang zu lesbisch. Das macht ihn z. T. zu einem bequemerem und weniger ungemütlichen Begriff als lesbisch. Zwar teile ich die queere Kritik an lesbischen Identitätsentwürfen. Doch ist es wichtig, anzuerkennen und darauf aufmerksam zu machen, dass beide Begriffe eng miteinander verknüpft sind und queer erst durch lesbische Kämpfe möglich wurde. Gleichzeitig birgt queer möglicherweise auch die Gefahr, dass lesbische Lebensweisen erneut unsichtbar werden, sodass es mir sinnvoll erscheint, beide Begriffe gemeinsam zu nutzen – trotz des offensichtlichen Widerspruchs, den ich in den folgenden Ausführungen erläutern werde.

Unter dem sehr verbreiteten und in der Regel bekannten Begriff lesbisch werden meist ganz allgemein Frauen verstanden, die andere Frauen sexuell begehren und lieben, mit ihnen Partnerschaften eingehen, vielleicht Kinder großziehen und sich eventuell in einer lesbischen Subkultur bewegen. In der Geschichte der Menschheit hat es immer auch lesbisch liebende und lebende Frauen gegeben, die aber selten Eingang in die Geschichtsschreibung finden (vgl. Hänsch 2003: 82; Puff 2013; Giffney/Sauer/Watt 2011; Lesbian History Group 1989).

Queer, der ohne Zweifel zeitlich jüngere Begriff, bedarf hingegen genauerer Erklärung.

*„Queer markiert sowohl Kontinuität als auch den Bruch mit der früheren Homo-Befreiungs-[bewegung] und lesbisch-feministischen Konzepten. Lesbisch-feministische Organisationsformen wurden*



*gegen frauenfeindliche Tendenzen in der Homo-Befreiungsbewegung entwickelt; diese wiederum [die Homo-Befreiungsbewegung] war ihrerseits aus der Unzufriedenheit mit den früheren homophilen Organisationen entstanden. In ähnlicher Weise bewirkt auch queer einen Bruch, der nicht absolut ist, sondern nur im Kontext historischer Entwicklung Sinn macht“ (Jagose 2001: 98f.).*

Das heißt, aus der Unzufriedenheit mit bestehenden Bewegungen hat sich jeweils eine Kritik entwickelt, die neue Bewegungen und mit ihnen neue Begrifflichkeiten entstehen ließ bzw. die bestehenden modifizierte. Queer ist damit als das aktuellste Resultat der Diskussionen um die Rechte von Schwulen und Lesben zu begreifen sowie um die Art ihres Kampfes und ihr Verständnis von Identität. Um zu verstehen, wie der Begriff in Deutschland genutzt wird, ist es wichtig, die Hintergründe seiner Entstehung in den USA zu kennen.

Ende des 19. Jahrhunderts wurde Homosexualität im Zuge medizinisch-sexualwissenschaftlicher Diskurse erstmals nicht nur als Handlung, sondern auch als Identitätskategorie verstanden. Damit wurde es möglich, nicht nur homosexuell zu handeln, sondern auch zu *sein* (vgl. Hänsch 2003: 80; Jagose 2001: 37). In diesem Zusammenhang entstand die erste Bewegung, die offen für die Rechte Homosexueller eintrat: die Homophilen. Um sich vor Kriminalisierung zu schützen, proklamierten sie Homosexualität als angeboren. Allerdings wehrten sie sich dabei größtenteils nicht aktiv gegen medizinische Pathologisierungen, sondern blieben in ihren Forderungen eher defensiv (vgl. Jagose 2001: 37ff.)

Als die Polizei Ende der 1960er Jahre in der Schwulen-, Lesben- und Tuntenkneipe *Stonewall Inn* in New York City eine der üblichen Razzien zur Überprüfung geschlechtskonformer Kleidung und Handlungen<sup>4</sup> durchführte, hatten die Betroffenen es schließlich satt, sich defensiv zu verstecken, und setzten sich zur Wehr. In der *Christopher Street*<sup>5</sup> kam es zu mehrtägigen Straßenkämpfen, aus denen anschließend die *gay liberation* (auf Deutsch: Homo-Befreiungsbewegung) entstand. Diese wollte sich nicht wie die Homophilen assimilieren und pathologisieren lassen, sondern ihre homosexuelle Identität selbstbewusst als *gay pride* nach außen tragen. Um sich der pathologisierenden Bedeutung in „homosexuell“ zu entledigen und den Begriff durch einen lebensfrohen und -bejahenden Begriff, der mit Stolz zu tragen sei, zu ersetzen, wählte die Bewegung in den USA den Begriff *gay* (auf Deutsch: lebenslustig, fröhlich). Wie auch queer stellt *gay* gleichzeitig Kontinuum und Bruch mit vorhergehenden Bewegungen sowie den dazugehörigen Begrifflichkeiten dar (vgl. Jagose 2001: 48).

Vor allem in der Anfangsphase dieser Auseinandersetzungen spielten Transvestiten, Tunten, Drag Kings und Queens sowie Trans\*Personen<sup>6</sup> eine tragende Rolle in den Protesten. Es ging der Bewegung um eine Befreiung von der heterosexuellen Norm und um das grundlegende Recht auf sexuelle Selbstbestimmung. Dabei war die Bewegung keine einheitliche soziale Bewegung, sondern lose

*„um verschiedene Analysen der Struktur von Lesben- und Schwulenunterdrückung sowie der Möglichkeit ihrer Überwindung organisiert. Homosexualität wurde als Identität repräsentiert, die von heterosexistischen Machtstrukturen unterdrückt werde.“ (Jagose 2001: 53)*

Es entwickelte sich auf der einen Seite eine stolze, männerdominierte Homo-Kultur, auf der anderen Seite entstand nach anfänglichen Berührungängsten zwischen Frauen und Lesben ein lesbischer Feminismus und mit ihm eine ausgeprägte Frauen- und Lesbenkultur und ein selbstbewusstes lesbisches Ich (vgl. Seidmann 1993: 117).

Das anfängliche Modell der Befreiung, das die Gemeinsamkeit der Aktivist\_innen vorwiegend in der gesellschaftlichen Unterdrückung durch die Norm der Heterosexualität sah und dabei verschiedenen Identitätsentwürfen einen Platz einräumte, verlor jedoch im Laufe der Zeit an Bedeutung. Wurde homophobe Ausgrenzung vorher als Produkt des gesamten gesellschaftlichen Systems verstanden und eine Verbesserung der Situation nur im Kontext tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderung für möglich gehalten, begann sich nun ein Ansatz durchzusetzen, der versuchte, eine Homo-Identität als legitimierte Minderheit zu etablieren, „deren offizielle Anerkennung Lesben und Schwulen die Bürgerrechte einbringen würde.“ (Jagose 2001: 81)

<sup>4</sup> Es wurde beispielsweise kontrolliert, ob eine Frau die Mindestanzahl von drei als weiblich definierten Kleidungsstücken trug, und es war illegal, wenn zwei Frauen oder Männer miteinander tanzten (vgl. Feinberg 1993: 7–9).

<sup>5</sup> Auf diese Ereignisse geht die schwul-lesbische Demonstration Christopher Street Day, kurz CSD, zurück, die einmal jährlich für die Rechte von Schwulen, Lesben und Trans\* auf die Straße geht (vgl. Jagose 2001: 46).

<sup>6</sup> Trans\* bezieht sich auf Transsexuell, Transidentität oder Transgender und bezeichnet Personen, die ein anderes Geschlecht leben, als ihnen bei der Geburt zugeschrieben wurde. Das kann (muss aber nicht) körperliche Veränderungen und eine eindeutige Transition von Frau zu Mann oder umgekehrt beinhalten, genauso wie es die Entscheidung, sich keinem Geschlecht eindeutig zugehörig zu fühlen, bedeuten kann. Das Sternchen \* lässt dabei Raum für verschiedene Arten der Transition und verschiedene Identitätsentwürfe jenseits der Geschlechterdichotomie Mann und Frau (vgl. etwa [www.transinterqueer.org](http://www.transinterqueer.org) oder [www.youngandqueer.de](http://www.youngandqueer.de), Zugriff: 22.07.2015).

Die Homo-Befreiungsbewegung entstand in einer Atmosphäre, die insgesamt durch soziale Proteste gekennzeichnet war (etwa von People of Color, Studierenden, Anti-Kriegsaktivist\_innen). Anfänglich sah sie sich als Teil eines gemeinsamen Kampfes gegen gesellschaftliche Unterdrückung jeglicher Art und betonte Überschneidungspunkte mit anderen sozialen Bewegungen. Es hieß, „dass die Homo-Bewegung nicht nur eine Schlacht zu kämpfen hatte und nur sinnvoll war, wenn sie mit unterschiedlichen Unterdrückungsformen umzugehen in der Lage war.“ (Jagose 2001: 48–50) Der neue Wunsch nach bürgerlicher Anerkennung einer Homo-Identität als Minderheit ließ dieses gemeinsame Moment an Bedeutung verlieren.

Diese Form von Identitätspolitik führte jedoch zu Zentralisierungs- und Marginalisierungsprozessen. Es entwickelten sich konkrete Vorstellungen darüber, wer oder wie eine Lesbe (oder ein Schwuler) *sei* bzw. zu sein habe:

*„Während der frühe Lesbische Feminismus die fließenden Grenzen von Identitätskategorien und die Bedeutung der Selbstbeschreibung betonte, verengte sich mit der Zeit die Definition: Lesben waren biologische Frauen, die nicht mit Männern schlafen und das Label Lesbe annahmen.“ (Stein 1991: 44, zit. n. Jagose 2001: 82)*

Andere Identitätswürfe oder stigmatisierte Praktiken, wie beispielsweise die von Drag Kings und Queens, Tanten, Trans\* und Intersexuellen, die einen großen Teil der *gay-liberation*-Proteste getragen hatten, wurden im Kampf gegen Homophobie immer stärker an den Rand gedrängt.

Die AIDS-Krise Mitte der 1980er Jahre hob die Auseinandersetzungen auf eine neue Ebene. Die Krankheit führte zu Verelendung besonders unter Schwulen, deren Behandlung nicht selbstverständlich war und politischen Handlungsbedarf und Aufklärung erforderte. Zeitgleich führte sie zu einer Welle homophober Angriffe von rechtskonservativer und christlicher Seite. Einerseits repolitisierte und einte der Kampf gegen HIV und Homophobie die Homo-Bewegung. Andererseits aber hob er Unterschiede innerhalb der schwul-lesbischen Community hervor.<sup>7</sup> Denn vor allem gesellschaftlich marginalisierte Personen traf AIDS besonders hart.

*„AIDS is a central issue for gay men, of course, but also for lesbians. AIDS is an issue for women generally, but especially poor or minority women, for child-bearing women, for women working in the health care system. AIDS is an issue for drug users, for prisoners, for sex workers.“ (Crimp 1989: 12, zit. n. Hark 2005: 292)*

Auf einmal war nicht mehr klar zu erkennen, wer mit wem und gegen wen kämpfen sollte und vor allem wollte. Aufgrund von Unwissen über die Krankheit traten Ängste gegenüber gesellschaftlich marginalisierten Personen wie Drogenkonsument\_innen oder Sexarbeiter\_innen auch innerhalb der Homo-Befreiungsbewegung besonders stark zu Tage. Es stellte sich die Frage, wer in die Kämpfe mit aufgenommen wurde und wer nicht. So war die Community gezwungen, ihre eigenen Ausschlussmechanismen zu reflektieren, und die homosexuelle Identitätspolitik wurde im aktiven Kampf gegen AIDS an ihre politische Grenze getrieben (vgl. Hark 2005: 292). Als Resultat dieser Auseinandersetzungen eigneten sich Teile schwuler und lesbischer Aktivist\_innen den damals in den USA negativ konnotierten Begriff *queer* an. Ihre Idee war, sich einerseits von den engen Grenzen der Homo-Identitätspolitik zu distanzieren und andererseits eine neue und weniger ausschließende Bezeichnung zu finden, unter der ein kollektives und offensives Vorgehen gegen eine bedrohliche Homophobie weiterhin möglich blieb. *Queer* wurde damals (wie heute) als Schimpfwort gegen Schwule, Lesben sowie andere als nicht konform wahrgenommene Sexualitäten und Geschlechter verwendet und lässt sich mit „Perversling“ ins Deutsche übersetzen (vgl. Jagose 2001: 50). Die Aneignung des Schimpfwortes als eigene Selbstbezeichnung zielt darauf ab, das Abwertende und Verletzliche des Begriffs zu entschärfen, es sich stattdessen zu eigen zu machen und so verbale Angriffe abzuwehren<sup>8</sup> (vgl. Jagose 2001: 190). *Queer Nation* gilt in diesem Zusammenhang als eine der ersten Organisationen, die *queer* in ihren Namen aufnahm. Gegründet 1990, war sie eine lose Gruppe von Personen aus den Kreisen der AIDS-Aktivist\_innen um *ACT UP!*, die insbesondere durch ihre offensiv-provokativen und öffentlichkeitswirksamen Aktionen bekannt wurde (vgl. Hark 2005: 291f.).

Parallel zur AIDS-Krise entzündete sich in feministisch-lesbischen Kreisen eine Debatte um lesbische Identität und darum, wer oder was lesbisch sei. Nachdem Lesben und Frauen of Color zwar bereits vor

<sup>7</sup> In Gruppen wie *ACT UP!* und *Queer Nation* kämpften in den USA erstmals auch Schwule und Lesben gemeinsam (vgl. Hark 2005: 292). Eine Entwicklung, die in der Bundesrepublik Deutschland erst 1989 nach der Wiedervereinigung im Kampf gegen die Wiedereinführung der Paragraphen 218 (Schwangerschaftsabbruch) und 175 (Verbot von Homosexualität) stattfand. Die beiden Paragraphen waren in der DDR im Gegensatz zur BRD abgeschafft worden, sodass eine einheitliche Regelung gefunden werden musste (vgl. Jagose 2001: 190), die von politischen Kämpfen begleitet wurde.

<sup>8</sup> Diese Praxis der subversiven Aneignung von abwertenden Schimpfwörtern findet sich auch bei anderen Bewegungen wie der Befreiungsbewegung von People of Color in den USA der 1960er Jahre. Aktuelle Beispiele sind Aneignungen der Wörter *Kanake*, *Slut* bzw. *Schlampe* oder *Krüppel*. Zu *Kanake* siehe [www.kanak-attak.de/kal/about/manif\\_deu.html](http://www.kanak-attak.de/kal/about/manif_deu.html), zu *Slut* bzw. *Schlampe* siehe [www.slutwalkberlin.de/faq](http://www.slutwalkberlin.de/faq) und zu *Krüppel* siehe [www.ak-mob.org](http://www.ak-mob.org) (alle Zugriff 22.07.2015).



dem Aufkommen von HIV auf Differenzen innerhalb von Frauen und die Ausschlussmechanismen eines weißen, mittelständischen und heterosexuellen Feminismus hingewiesen hatten, nahm die Diskussion im Zuge der sogenannten *Sex Wars*<sup>9</sup> an Brisanz zu. Die Frage danach, was genau eigentlich feministisch-lesbische Sexualität ist, machte dabei auf die Schwierigkeiten aufmerksam, eine Identität ausschließlich anhand von Sexualität zu definieren. Pat Califia, Autorin und Aktivistin, konstatierte etwa provokant: „Für mich ist Queer-Sein, Homo-Sein und Homosexualität bei Männern und Frauen erotisch. Sex mit Männern außerhalb des Kontexts der Homo-Community interessiert mich überhaupt nicht. Es ist schon lustig: Wenn zwei Homos beiderlei Geschlechts Sex haben, bleibt es immer noch Homo-Sex.“ (Califia 1983: 26, zit. n. Jagose 2001: 90)

Im Rahmen dieser Diskussionen geriet die Homo-Identität damit ein weiteres Mal ins Wanken. Einerseits wurden Identitätskategorien wie lesbisch an sich infrage gestellt. Andererseits aber ging es auch darum, ob und inwiefern Identitätskategorien für einen politischen Befreiungskampf sinnvoll sind:

*„Eine erste Antwort auf die erreichte Konsolidierung schwuler und lesbischer Identitäten [...] war die Forderung nach gleicher Anerkennung [weiterer] nicht normgerechter Identitätskategorien. In einigen Fällen entwickelte sich daraus eine Unzufriedenheit mit den Identitätskategorien selbst und eine Infragestellung ihrer Wirksamkeit für politische Eingriffe.“ (Jagose 2001: 93)*

Jene Unzufriedenheit war die Geburtsstunde von queer.

Neben den Ereignissen auf der Straße und dem „wachsenden Bewusstsein über die Begrenztheit von Identitätskategorien im Rahmen politischer Repräsentation“ (Jagose 2001: 101) entstand queer aber auch vor einem spezifisch theoretischen Hintergrund. In den *Gay and Lesbian Studies* in den USA gab es schon lange eine Unsicherheit darüber, welcher Begriff sich wofür nutzen ließ, wobei poststrukturalistische Theorien Identität an sich als provisorisch, kontingent und fließend verstanden. Jene Gesamtatmosphäre ließ „queer zu einer neuen Form der persönlichen Selbstbezeichnung und politischer Organisation werden.“ (Jagose 2011: 101)

Queer versucht dabei, das Dilemma zu überwinden, politisch aktiv gegen eine heteronormative, d.h. gegen eine heterosexuell und zweigeschlechtlich organisierte Welt anzukämpfen, ohne in starren Identitätskategorien zu verharren.<sup>10</sup> Identitätskategorien konstituieren sich immer in Abgrenzung zu dem, was sie nicht sind und damit durch Ausschluss. Der Anspruch von queer ist daher, Identitätskategorien und die sie benennenden Zeichen (wie etwa lesbisch, schwul oder auch queer) so zu verwenden, „dass seine zukünftigen Bedeutungen nicht ausgeschlossen werden“ (Butler 1996: 24) und das Verständnis der jeweiligen Identität veränderbar bleibt. Butler spricht in diesem Zusammenhang von dem „Bekennnis zur strategischen Vorläufigkeit des Zeichens (statt zu dessen strategischem Essentialismus)“ (Butler 1996: 24).

In Deutschland ist der Begriff queer erst seit Mitte der 1990er Jahre in verschiedenen schwul-lesbischen Subkulturen geläufig (vgl. Jagose 2001: 188).<sup>11</sup> Dabei scheint queer jedoch oft eher als Synonym für lesbisch-schwul zu stehen und weniger für eine Kritik an Normen und Ausschlussmechanismen durch die Bezugnahme auf die Identität lesbisch oder schwul (vgl. Degele 2008: 53). Gründe dafür könnten in dem negativen Beigeschmack liegen, der queer im Englischen, nicht jedoch im Deutschen anhaftet. Daher lässt sich queer im deutschsprachigen Raum als Modebegriff instrumentalisieren, der „nicht direkt verrät, was er Schmutziges verbirgt“ (Jagose 2001: 188). So entstand einerseits eine Konsum- und Partyszene, die den Begriff queer als exotisch und neuartig klingendes Synonym für schwul-lesbisch nutzte – wobei hinter diesem Synonym meist lesbische Inhalte verschwanden und schwule Themen dominierten (vgl. Jagose 2001: 188). Andererseits aber wurde queer auch im politischen Sinne ab den 1990er Jahren im bundesdeutschen Kontext aufgegriffen. Es entstanden aktivistische Gruppen wie *Queer Action* oder *Queer Adventure Tours*, Zeitschriften wie die *Querelle* und verschiedene Queer-Partys, noch bevor die gleichnamige Kommerzszene ihren Betrieb aufnahm. Ziel war es, einerseits Räume zu schaffen, „die ohne Identitätszwänge geschlechtlicher und sexueller Zuweisung funktionieren“ (Jagose 2001: 190), und andererseits einen neuen Typ von Bündnispolitik zu etablieren. „Waren in den 80er Jahren Schwule und Lesben politisch getrennte Wege gegangen, entwickelten sich parallel zu den separatistischen Szenen

<sup>9</sup> Als Sex Wars werden jene Auseinandersetzungen innerhalb der Frauenbewegung bezeichnet, die sich um die Frage nach dem feministischen Umgang mit Sexualität drehen. Diskutiert werden etwa Aspekte wie Frauenfeindlichkeit von Pornographie und politische Korrektheit von sadomasochistischen Praktiken (SM-Praktiken) (vgl. Jagose 2001: 85; Degele 2008: 51). Heute wird hierfür die Bezeichnung BDSM verwendet, die für „bondage, disciplin, domination/submission and sadism/masochism“ steht (Bauer 2014: 1).

<sup>10</sup> Heteronormativität kann als ein zentraler Begriff der Queer Theory betrachtet werden. Er beschreibt und kritisiert sowohl die Norm der Heterosexualität als auch deren Konstruktion als ahistorisch und natürlich gegeben. Heterosexualität wird verstanden als verwoben mit Geschlechterkonzeptionen, mit kulturellen Vorstellungen von Körper, Familie, Individualität, Nation und mit der Trennung von privat/öffentlich. Durch diese Verwobenheit wird Heterosexualität reproduziert und abweichende Lebensformen werden sanktioniert, während gleichzeitig unsichtbar bleibt, dass auch die als natürlich geltende Heterosexualität erst kulturell erzeugt wurde (vgl. Hark 2005: 294; Katz 1995).

<sup>11</sup> In Bezug auf die deutschsprachige Verwendung von queer wird von mehreren Autor\_innen auf verschiedene Dimensionen bzw. verschiedene Verwendungskontexte von queer hingewiesen. So finde der Begriff „in der akademischen Theoriediskussion“ sowie „in der schwul-lesbischen Community“ Verwendung (Jagose 2001: 184). Degele unterscheidet in „akademische und politische Aneignungen“ (Degele 2008: 53).

Möglichkeiten und Räume der Zusammenarbeit über Identitätsgrenzen hinweg“ (Jagose 2001: 190). Allerdings ging es dabei nicht nur um eine Bündnispolitik von Schwulen und Lesben, sondern um „eine neue Form der Bündnispolitik unterschiedlicher gesellschaftlicher AußenseiterInnen“ (Degele 2008: 43), die aufgrund von HIV, körperlicher Behinderung, Rassismus oder Transphobie von der Mehrheitsgesellschaft sowie der Homo-Szene ausgeschlossen wurden (vgl. Jagose 2001: 190). Genauso, wie sich queer in den USA gegen den Ausschluss als pervers sowie anderweitig stigmatisierter Personen richtete, wurde in Deutschland versucht, Macht- und Ausschlussmechanismen innerhalb der eigenen Szene zu reflektieren und politische Solidarität jenseits von (Selbst)Kategorisierungen wie schwul oder lesbisch zu praktizieren (vgl. Degele 2008: 43).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass queer in den USA als politisch motivierte Kritik an einer ausgrenzenden und normierenden Praxis einer homosexuellen Identitätspolitik vor allem von Seiten derer formuliert wurde, die aus diesem Identitätsmodell herausfielen. Auch in Deutschland wird queer heute in diesem Kontext verwendet. Allerdings hat queer lesbisch nicht als Selbstbezeichnung abgelöst. Vielmehr existieren beide Begriffe nebeneinander. Während es jedoch möglich ist, lesbisch (oder schwul) zu sein, will queer – zumindest seinem Ursprungsgedanken folgend – keinesfalls eine Identitätskategorie, sondern vielmehr eine „Anti-Identität“ (Degele 2008: 53) darstellen. Dies bedeutet auch, dass es durchaus Personen gibt, die im traditionellen Sinne lesbisch leben, d.h. unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen als Frau gesehen werden und andere Frauen begehren, sich selbst jedoch weder als Frau bezeichnen noch sich lesbisch nennen, sondern sich vielmehr als queer verstehen.

Unter Bezugnahme auf die queere Kritik an der festen Identitätskategorie lesbisch (sowie schwul) wird in der vorliegenden Studie von *queer-lesbischen Frauen* oder *Personen* gesprochen. Da in der deutschsprachigen Verwendung von queer wie oben dargestellt dessen enger Zusammenhang zu lesbischen Zusammenhängen und Kämpfen tendenziell verloren geht, wird gleichzeitig nicht auf lesbisch verzichtet. Queer-lesbisch soll so „sowohl Kontinuität als auch den Bruch mit der früheren Homo-Befreiungs-[bewegung] und lesbisch-feministischen Konzepten“ (Jagose 2001: 98) ausdrücken.

Außerdem wird so versucht, unter den Interviewten jene Personen einzubeziehen, die sich lesbisch nennen, sowie solche, die sich mit der Zuweisung von Identitätskategorien wie lesbisch oder auch Frau insgesamt nicht wohlfühlen, aber dennoch von der Gesellschaft als lesbisch wahrgenommen und ausgegrenzt werden oder wurden. Auch Personen, die sich im weitesten Sinne mit queer *und* lesbisch (oder je nach Kontext verschieden) identifizieren, können so angesprochen werden. Außerdem wird auf diese Weise ein Weg gefunden, einerseits den Begriff lesbisch wertzuschätzen und auf lesbische und feministische Kämpfe und Errungenschaften aufmerksam zu machen, die die Entstehung der Bezeichnung und Praxis von queer erst ermöglichten. Zugleich wird die Kritik queerer Aktivist\_innen an den Ausschlussmechanismen, die ihrer Ansicht nach der Identitätsbezeichnung lesbisch anhaften, berücksichtigt.

Auch wenn diese Art der (Selbst)Identifizierungen durchaus Widersprüche enthält, ist sie in der Praxis durchaus üblich, wie sich in Kapitel 5.5. zeigt. Dort wird dargestellt, welche Selbstbezeichnungen die Interviewten für ihre Identitätsentwürfe wählen, welche Gründe sie dafür angeben und warum Selbstbezeichnungen überhaupt als notwendig oder sinnvoll wahrgenommen werden.

## 2.2 Lebensrealitäten und Diskriminierung von queer-lesbischen Frauen

Queer-lesbische Frauen sehen sich mit vielfältigen Situationen konfrontiert, die in einem spezifischen Zusammenhang mit ihrer Lebensweise stehen. In einer vornehmlich heterosexuell strukturierten Gesellschaft, d.h., in einer Gesellschaft in der Heterosexualität als Norm gesetzt und auf rechtlicher, kultureller, ökonomischer und institutioneller Ebene gegenüber anderen Sexualitäten privilegiert wird (vgl. Hark 2005), existieren verschiedene Formen von Ausgrenzungen, Diskriminierungen bis hin zu Gewalt gegen queer-lesbische Frauen, die sich für die BRD in verschiedenen Studien belegen lassen (vgl. als aktuellstes Beispiel LesMigraS 2012a sowie als Überblick Lenz/Sabisch/Wrzesinski 2012). Das folgende Kapitel versucht weniger die Erkenntnisse der beiden aktuellsten Veröffentlichungen detailliert wiederzugeben,



als vielmehr einen Eindruck darüber zu vermitteln, was es für queer-lesbische Frauen bedeutet (oder bedeuten würde), „out“ zu leben, wo und wie sie möglicherweise von Diskriminierungen betroffen sind, aber auch wie sie Umgangsweisen mit diesen Erfahrungen entwickeln.<sup>12</sup>

Vorher sei allerdings noch auf das Konzept der Mehrfachzugehörigkeit verwiesen, das LesMigraS (2012a) in ihrer Studie zu „Gewalt und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\* in Deutschland“ hervorheben. Dieses Konzept geht davon aus, dass jede queer-lesbische Person „immer auch eine Herkunft, eine Hautfarbe, einen Körper mit einer bestimmten Befähigung oder Beeinträchtigung, eine (oder mehrere) Genderidentität(en)“ besitzt (LesMigraS 2012b: 1), durch die sie in ihren Lebensrealitäten und Erfahrungen möglicherweise auf multiple Weise von gesellschaftlichen Diskriminierungen betroffen ist oder aber auch spezifische Handlungsstrategien entwickelt. Die Lebenslagen queer-lesbischer Frauen sind also vielfältig und die Fokussierung auf nur eine Identitätskategorie und nur einen Diskriminierungsgrund entspricht eigentlich nicht den Lebensrealitäten der jeweiligen Personen (vgl. LesMigraS 2012a, 2012b). Während LesMigraS in ihrer Studie daher verschiedenen Diskriminierungsgründen Raum geben und Lenz/Sabisch/Wrzesinski (2012) in ihrer Publikation ebenfalls explizit fordern, die heterogenen Lebenslagen von homo- und bisexuellen sowie insgesamt LSBTTI<sup>13</sup> zu berücksichtigen, beziehen die meisten anderen der hier vorgestellten Studien sich ausschließlich auf lesbische Lebensweisen, was die Gefahr der Homogenisierung von queer-lesbischen Frauen birgt und weitere Diskriminierungsgründe unsichtbar macht.<sup>14</sup> Bei der Lektüre dieses Kapitels gilt es, dies zu berücksichtigen.

Zunächst lässt sich festhalten, dass sich die rechtliche Situation von LSBTTI zwar verbessert hat, aber immer noch offenkundige Diskriminierungen festzustellen sind (Lenz/Sabisch/Wrzesinski 2012: 18ff.; siehe auch Steffens 2010). So ist das 2001 in Deutschland eingeführte Gesetz über die „eingetragene Lebenspartnerschaft“ gleichgeschlechtlicher Paare zwar der Ehe ähnlich, einer „faktischen Gleichstellung mit der Ehe stehen jedoch weiterhin mehrere Diskriminierungselemente entgegen“ (Lenz/Sabisch/Wrzesinski 2012: 18). Dies betrifft etwa steuerrechtliche Benachteiligungen sowie die Frage der Adoption von Kindern. Mit dem 2006 auf europäischer Ebene verabschiedeten Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG) können „Benachteiligungen aus Gründen der Rasse oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität“ (§ 1 AGG) zwar privatrechtlich verfolgt werden, allerdings greift das Gesetz in spezifischen Bereichen aufgrund von „arbeitsrechtlichen Ausnahmeregelungen für kirchliche Gemeinschaften und die spezifischen Bestimmungen für den Wohnungsmarkt nicht vollständig“ (vgl. vertiefend Lenz/Sabisch/Wrzesinski 2012: 19).

In der sozialwissenschaftlichen Forschung zu Lesben tauchen nach Hänsch (2003: 57) vor allem zwei Themen immer wieder auf: die aktive Diskriminierung bzw. Stigmatisierung sowie die Unsichtbarkeit lesbischer Frauen. Beide Erfahrungen sind dabei nicht immer klar voneinander abgrenzbar und erscheinen oft als miteinander verbunden (vgl. Hänsch 2003: 58). Auch die Angst vor *potenziellen* Diskriminierungen und Abwertungen bestimmt in vielen Situationen das Handeln der Akteurinnen.

Vor allem die grundsätzliche Unterstellung von Heterosexualität hat eine Nicht-Existenz bzw. Unsichtbarkeit lesbischer Lebensweisen in der täglichen Umgebung zur Folge (vgl. Hänsch 2003: 58). Queer-lesbische Frauen sind in der Öffentlichkeit kaum präsent, wobei die räumliche und materielle Nicht-Existenz in der Öffentlichkeit zugleich eine symbolische Nicht-Existenz bedeutet (vgl. Hänsch 2003: 58). Räume sind nicht nur vergeschlechtlicht (vgl. Velantine 1993), sondern auch heterosexualisiert (vgl. Becker 1998: 158). Die grundsätzliche Unterstellung von Heterosexualität bei gleichzeitiger Abwertung homosexueller Lebensweisen schließt Lesben und Queers damit nicht nur von der sozialen Interaktion aus, sondern kann auch zu „Verunsicherung, Destabilisierung und sozialer Isolation“ (Becker 1998: 159) führen.

Die derzeit aktuellste Studie zu „Gewalt und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\* in Deutschland“ von LesMigraS (2012a) unterscheidet folgende Orte, an denen lesbische, bisexuelle Frauen und Trans\* (lb\_FT\*) von Diskriminierungen betroffen sind: Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich; Ämter/Behörden; Gesundheitsbereich; Familie/Verwandtschaft; Partner\_innenschaft, Freund\_innenkreis; Öffentlichkeit; Freizeit/Dienstleistungsbereich. Die Bereiche, in denen die meisten diskriminierenden Erfahrungen gemacht werden, sind dabei die Öffentlichkeit,

<sup>12</sup> In der Darstellung der Ergebnisse der im Folgenden angeführten Studien werden die Bezeichnungen der jeweiligen Studien verwendet.

<sup>13</sup> LSBTTI steht für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transsexuelle, Transgender und Intersexuelle.

<sup>14</sup> Siehe hierzu vertiefend die theoretischen Reflexionen über die derzeitige Forschung zu Lebenslagen von Menschen mit LSBTTI-Hintergrund in Lenz/Sabisch/Wrzesinski 2012: 13ff.

Familie/Verwandschaft und Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich. In der Öffentlichkeit geben 50,3 % der Befragten an, „sehr oft“ oder „eher oft“ Diskriminierungen zu erfahren, in der Familie/Verwandschaft 42 % und im Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich 27,8 %. Insgesamt betrachtet haben in der Öffentlichkeit

*„77,8 % der Studienteilnehmer\_innen bereits die Erfahrung gemacht, dass über ihre Lebensweise Witze gemacht wurden. 66,3 % geben an, Erfahrungen mit Beleidigungen und Beschimpfungen aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise gemacht zu haben. Und 70,5 % erklären, durch Handzeichen bzw. Blicke abgewertet worden zu sein. Immerhin 17,9 % wurden in der Öffentlichkeit schon mal körperlich angegriffen.“ (LesMigraS 2012a: 110)*

Im sozialen Nahbereich der Familie/Verwandschaft und Partner\_innenschaft/Freund\_innenkreis geben 65,4 % an, dass Witze über ihre Lebensweise erzählt wurden, und 42,3 % wurden zudringliche Fragen über ihre Lebensweise gestellt, wovon 9,4 % angeben, dass dies sogar regelmäßig geschieht. Im Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsbereich geben 67,6 % an mit derartigen Witzen konfrontiert gewesen zu sein, 15,5 % geben an, dass dies sogar regelmäßig geschieht.

Die Ergebnisse der Studie von LesMigraS bestätigen Erkenntnisse von Studien älteren Datums. Demnach müssen sich queer-lesbische Frauen mit dem Verschweigen und Verleugnen ihrer Lebensweise vor allen Dingen im Familienkreis auseinandersetzen. In der Untersuchung von Stein-Hilbers et al.<sup>15</sup> geben fast die Hälfte der Frauen an, dass ihre lesbische Lebensweise im familiären Bereich geleugnet wird (47,7 %), und von fast 20 % (Stein-Hilbers et al. 1999: 132) wird sogar explizit erwartet nicht gemeinsam mit ihrer Partnerin aufzutreten. In der qualitativen Studie von Zuehlke (2004) erklären mehrere lesbische Frauen, ihre Eltern wüssten zwar, dass sie mit einer Frau zusammenleben, darüber werde aber „einem Tabu gleich, nicht gesprochen“ (Zuehlke 2004: 172). Unabhängig vom sozialen Nahbereich ist auffällig, dass insbesondere migrantische lb\_FT\* und lb\_FT\* of Color mit der „Anzweiflung ihrer sexuellen Orientierung“ (LesMigraS 2012a: 111) konfrontiert sind. Ihnen werde häufig unterstellt, dass sie „nicht ‚richtig‘ lesbisch/bisexuell sein können“ (LesMigraS 2012a: 111).

Darüber hinaus sind laut Steffen (2010: 18) 26 % der Lesben von Beleidigungen im Alltag betroffen. In einer weiteren Studie zu Schwulen und Lesben in München gaben 20,5 % der Befragten an, in ihrer Familie und 21,8 % im heterosexuellen Freund\_innenkreis häufig oder mehrmalig aufgrund ihrer Homosexualität benachteiligt oder abgelehnt worden zu sein (KGL 2004: 18). Nach einer Befragung von 2.230 Schwulen und Lesben von Frohn (2007) sind 34,3 % der Lesben mit unangenehmen sexuellen Anspielungen, 43 % mit Imitieren und Lächerlichmachen, 24 % mit Beschimpfungen, 19,9 % mit Mobbing/Psychoterror und sogar 8,9 % mit sexueller Belästigung am Arbeitsplatz konfrontiert gewesen (vgl. Frohn 2007: 13). Auch alle Interviewten von Zuehlke geben an, aufgrund erlebter oder vermuteter Abwertung in ihrem beruflichen Umfeld ihre lesbische Lebensweise nicht offen auszuleben (vgl. Zuehlke 2004: 185–189). 22,4 % der Befragten der Studie von LesMigraS geben an, mindestens einmal am Arbeitsplatz aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise abgewertet oder nicht wertgeschätzt worden zu sein. 30,7 % geben sogar an, mindestens einmal gemobbt worden zu sein.

Neben verbalen Angriffen haben Stein-Hilbers et al. nach Erfahrungen von körperlicher Gewalt, Bedrohung und sexueller Belästigung als Reaktion auf lesbische Lebensweise gefragt und festgestellt, dass fast 20 % in diesem Zusammenhang negative Erfahrungen gemacht haben und diese vorwiegend im öffentlichen Raum stattgefunden haben (vgl. Stein-Hilbers et al. 1999: 137). Dazu ergänzen Stein-Hilbers et al., diese Ergebnisse seien „umso brisanter, wenn man berücksichtigt, dass die Hälfte der Frauen (52 %) es vermeidet bzw. vermieden hat, sich in der Öffentlichkeit als Lesben zu erkennen zu geben.“ (Stein-Hilbers et al. 1999: 182) Die Öffentlichkeit, so wird festgestellt, ist damit einerseits ein Raum, in dem lesbische Frauen nicht vorkommen, und andererseits ein Raum, in dem sie potenziell gefährdet sind (vgl. Stein-Hilbers et al. 1999: 182). Diese Ergebnisse werden bestätigt durch eine Studie des Jugendnetzwerks Lambda Berlin-Brandenburg e.V. (2001), die Übergriffe gegen lesbische, schwule, bisexuelle und Transgender-Jugendliche dokumentiert hat.<sup>16</sup> Die Dokumentation erhebt zwar keinen Anspruch auf Repräsentativität, schildert jedoch z.T. dramatische Fälle von Übergriffen. Auch die oben beschriebene Studie von LesMigraS stellt fest, dass die Öffentlichkeit der Ort ist, an dem lb\_FT\* am häufigsten benachteiligende oder ausgrenzende Erfahrungen machen (LesMigraS 2012a: 89), und bestätigt damit die

<sup>15</sup> Die Untersuchung „Gewalt gegen lesbische Frauen“ von Stein-Hilbers et al. (1999) ist neben der Studie von LesMigraS (2012b) eine der umfassendsten Studien zur Situation in der BRD und wird daher trotz ihres älteren Datums angeführt. Sie umfasst 750 quantitative und fünf qualitative Befragungen von lesbischen Frauen aus dem gesamten Bundesgebiet.

<sup>16</sup> Von den 96 befragten Personen gaben 58 % an, weiblich zu sein. Transgender bezieht sich auf den Wunsch, sein bei der Geburt zugeschriebenes Geschlecht zu ändern.



Ergebnisse von Stein-Hilbers et al. Zuehlke stellt heraus, dass „erlebte Ablehnung und diskriminierende „Pöbeleien“ schließlich dazu führen, dass man sich in der Öffentlichkeit zurücknimmt und damit selbst einschränkt“ (Zuehlke 2004: 191).

Die Erfahrung von Ablehnung und Diskriminierung hat dabei auch Auswirkungen auf das Selbstbewusstsein queer-lesbischer Frauen.

*„Nicht nur die körperlichen Übergriffe, sondern auch die ‚dummen Bemerkungen‘ hinterlassen oftmals nachhaltige, das Selbstwertgefühl und Sicherheitsempfinden beeinträchtigende Spuren im Erleben und Leben der meisten Betroffenen“ (Stein-Hilbers et al. 1999: 182).*

Gleichzeitig führt das Wissen um die Möglichkeit der Abwertung zu einschränkenden und aufreibenden Handlungsmustern. So verändert eine Interviewpartnerin von Zuehlke in ihrem beruflichen Umfeld aktiv das Geschlecht ihrer Partnerin, um möglichen Diskriminierungen zu entgehen (vgl. Zuehlke 2004: 186). Mehrere Interviewte erklären außerdem, es als „bedrückend“ (Zuehlke 2004: 187) und „sehr anstrengend“ (Zuehlke 2004: 191) zu erleben, ihre queer-lesbische Lebensweise am Arbeitsplatz verstecken zu müssen.

Obwohl gleichgeschlechtliches Begehren unter Frauen gegen gesellschaftliche Normen verstößt, ist dieses Verbot nicht durch greifbare Regeln abgesichert (vgl. Paczensky 1981: 30). Dennoch müssen queer-lesbisch lebende Frauen mit realen, sichtbaren und greifbaren Sanktionen in ihrem Alltag rechnen. Sie finden sich in ihrem Alltag wiederholt in Situationen wieder, in denen sie sich fragen müssen, ob sie ihre queer-lesbische Lebensweise, also einen stigmatisierten Teil ihrer Identität, preisgeben oder verschweigen sollen.<sup>17</sup>

*„Da lesbische Lebensweisen von der Gesellschaft als ‚nicht-normal‘ betrachtet und negativ bewertet werden, sind Lesben in jeder neuen Situation mit der Aufgabe konfrontiert, sich unter Abwägung möglicher negativer und positiver Konsequenzen wieder neu für oder gegen ein äußeres Coming-Out/Going Public zu entscheiden“ (Wolf 2004: 59).*

So wird in der Studie von LesMigraS etwa darauf hingewiesen, dass Personen sich entgegen ihren Bedürfnissen bewusst und strategisch handelnd nicht outen, weil sie Diskriminierungen erwarten (vgl. LesMigraS 2012a: 105f.). Diese „sich ständig wiederholende und wiederkehrende Frage nach dem ‚offenen Bekenntnis‘ zur stigmatisierten Identität oder das Verschweigen und Verstecken der Identität“ bezeichnet Hänsch in Anlehnung an Goffmann (1975) auch als „Stigma-Management“ (Hänsch 2003: 68). Steffens beschreibt diesen Zustand anhand des Minoritätenstressmodells von Ilan H. Meyer (2003). Dieses Modell geht davon aus, dass Angehörige von gesellschaftlich stigmatisierten sozialen Gruppen vermehrt Stress ausgesetzt sind.

*„Jener Stress ist chronisch, weil er auf stabilen sozialen und kulturellen Strukturen basiert. Es wirken zum einen externe, objektive stressvolle Ereignisse und Bedingungen [...], daneben aber auch Erwartungen des Eintritts solcher Ereignisse, ferner die Wachsamkeit, die diese Erwartungen auslösen, sowie die Internalisierung von negativen Einstellungen.“ (Steffens 2010: 14)*

Das heißt, nicht nur die objektiven Ereignisse, sondern vor allem die Erwartung und subjektive Angst vor dem Eintritt solcher Ereignisse sowie verinnerlichte negative Einstellungen gegenüber der eigenen Person wirken auf Angehörige stigmatisierter Gruppen wie in diesem Falle queer-lesbische Frauen (vgl. hierzu auch Wolf 2004: 127–129).

Vor diesem Hintergrund ist Verschwiegenheit in Bezug auf die eigene lesbische oder queere Lebensweise nicht nur als Form der gesellschaftlichen Unter- oder Einordnung zu bewerten, sondern vielmehr als „ein individuell sinnvolles und strategisch kluges Handeln, das vor Diskriminierungen, Benachteiligungen und Verachtung schützen soll“ (Hänsch 2003: 73), sowie „als eigenständiges sub- und gegenkulturelles Handeln“ (Hänsch 2003: 74).

Denn historisch betrachtet fand lesbisches Leben keinen Eingang in die hegemoniale Geschichtsschreibung über Homosexualität. Die Bestimmung des Begriffs Homosexualität, welche im 19. Jahrhundert

<sup>17</sup> Vergleiche dazu auch das Konzept von Coming-Out in Kap. 2.3 oder detailliert bei Zuehlke 2004: 151–157.

begann, bewegte sich vor allem auf medizinisch-sexualwissenschaftlicher Ebene und wurde einerseits von sich selbst erkennenden männlichen Homosexuellen (scheinbar heroisierend) und andererseits von erforschenden und systematisierenden männlichen Mediziner\*innen (repressiv) vorangetrieben. Während Schwule so von Beginn an ihren Diskurs zumindest teilweise selbst mitbestimmten, entwickelte sich erst ab der Jahrhundertwende und den 1920er Jahren eine eigene lesbische Sub- und Gegenkultur in Form einer „sich selbst benennende[n] Tradition“ (Hänsch 2003: 82). Die einzigen Thematisierungen lesbischer Frauen bestanden vorher in diffamierenden Untersuchungen, durchgeführt von männlichen Sexualwissenschaftlern und Mediziner\*innen, nach Merkmalen „körperlich messbarer Mannweiblichkeit“ (Hacker 1987: 45). Damit ist das Sprechen über lesbische Lebensweisen eng mit gängigen negativen und fremdbestimmten Diskursen verbunden, die sich in einem kulturell produzierten, „unbewusst wirkenden Zwang zur Geheimhaltung und Identitätsverleugnung“ (Hänsch 2003: 69) widerspiegeln. Das Verschweigen queer-lesbischer Lebensweisen ist somit als ambivalente Handlungsstrategie zu begreifen. Auf der einen Seite stellt und stellte es die Weigerung dar, sich diesen Diskursen unterzuordnen – vor allem in Zeiten und Kontexten, in denen ein selbstbewusstes Sprechen über lesbisches Leben nicht möglich war und ist. Auf der anderen Seite präsentiert es sich jedoch als Teil einer kulturellen Tabuisierung und Verleugnung lesbischen Lebens.

Um eine von der Gesellschaft abweichende Lebensform wie die queer-lesbische selbstbewusst leben zu können, sind Rückzugs- und Emanzipationsräume existentiell notwendig. Im Laufe der (feministisch-) lesbischen Befreiungskämpfe hat sich eine ausgeprägte und z.T. differenzierte queer-lesbische Subkultur entwickelt. Diese kann neben vielfältigen Rollenbildern auch existentielle Bedürfnisse wie Anerkennung, Zuneigung und Loyalität bieten, die für queer-lesbische Personen im heterosexuellen Kontext weniger selbstverständlich und vor allem weniger kalkulierbar zu erwarten sind (vgl. Wolf 2004: 108). Da Mädchen und Frauen in einer heteronormativ strukturierten Gesellschaft wenig Konkretes über queer-lesbische Lebensweisen lernen und ihnen realistische Vorbilder fehlen, kommt der Subkultur im Prozess des Coming-Out, d.h. im Prozess der Bewusstwerdung, (partiellen) Öffentlichmachung und Etablierung einer eigenen queer-lesbischen Lebensweise, eine besondere Bedeutung zu (vgl. Kap. 2.4).

Gleichzeitig haben viele queer-lesbische Frauen ein ambivalentes Verhältnis gegenüber ihrer Subkultur und empfinden beispielsweise einen „Anpassungsdruck“ (Zuehlke 2004: 181) bei gleichzeitiger Hoffnung auf Akzeptanz unter Gleichgesinnten. Vor allem erste Annäherungsversuche an eine queer-lesbische „Szene“ werden so als schwierig wahrgenommen, wenn herrschende Konventionen noch nicht bekannt sind. Laut Wolf werden „fortwährend diskursive Vorstellungen, Normen und Handlungsgrundsätze entwickelt, die über die Zugehörigkeit und auch den Ausschluss von Frauen aus einer bestimmten Szene entscheiden“ (Wolf 2004: 111). Sie merkt darüber hinaus an, dass gegenwärtig vor allem Personen ausgeschlossen sind, die einen niedrigeren sozioökonomischen Status haben, sowie Personen höheren Alters, Personen mit Behinderung, Personen mit Migrationshintergrund und Personen of Color. Auch existierten Vorstellungen darüber, wer eine „wahre“ Lesbe ist und wer nicht, die an sexueller Aktivität mit Frauen (und sexueller ‚Nicht-Aktivität‘ mit Männern) gemessen werden und zu Ausgrenzungen führen könnten. Der Kontakt zu einer queer-lesbischen Community kann damit im Prozess des Coming-Out zwar auf der einen Seite wichtige Orientierungspunkte bieten. Auf der anderen Seite erschweren Ängste, innerhalb „der Szene“ nicht akzeptiert zu werden, den Zugang zu ihr (vgl. Wolf 2004: 110–113).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass queer-lesbische Frauen sich auf verschiedenen Ebenen mit Ausgrenzungen, aktiven Diskriminierungen sowie einer Unsichtbarkeit ihrer Lebensweisen in der Gesellschaft konfrontiert sehen. Die Angst vor potenziellen Abwertungen sowie die Entwicklung von Strategien, um mit diesen Abwertungen umzugehen, erfordern immer wieder Energie und sind Teil queer-lesbischer Lebensrealitäten. Neben der Bedeutung, die das Internet sicherlich auch in einem bereits etablierten queer-lesbischen Alltag (etwa für themenspezifische Informationsbeschaffung, Vernetzung etc.) spielen kann, zeichnet sich hier bereits ab, dass das Medium besonders im Prozess des Coming-Out möglicherweise ein wirkungsvolles Instrument sein kann, um sich mit einer queer-lesbischen Lebensweise auseinanderzusetzen und sich fehlendes Wissen sowie Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen zu beschaffen.



## 2.3 Queer-lesbische Lebensweisen als Bedrohung? Eine theoretische Perspektive

Im Folgenden wird das von der US-amerikanischen Sprachphilosophin Judith Butler entwickelte Konzept der „heterosexuellen Matrix“ (Butler 1991: 63) aufgegriffen, um zu erläutern, warum queer-lesbische Identitäten gesellschaftliche Stigmatisierung erfahren sowie in Situationen des Alltags abgewertet, als bedrohlich wahrgenommen und damit an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. Darüber hinaus macht diese theoretische Perspektive auch verständlich, warum ein queer-lesbisches Coming-Out und das eigene Bekenntnis zu einer queer-lesbischen Lebensweise für viele Menschen auch heute noch eine Herausforderung darstellen.

In ihren Werken beschäftigt sich Butler ausführlich mit den Fragen nach der Konstitution von Identität und Geschlecht. Hierbei betont sie die Wirkungsmacht von sprachlich-diskursiven Gegebenheiten für die Intelligibilität von Subjekten bzw. Personen, d. h., für ihre Positionierung innerhalb der Gesellschaft als sozial sinnvolle, verstehbare und damit anerkannte und (über-)lebensfähige Subjekte (vgl. Villa 2003: 158). Mit dieser innerhalb der Geschlechterforschung als „linguistic turn“ beschriebenen Fokussierung auf Sprache schließt Butler an poststrukturalistische Theoriedebatten an, die in Anlehnung an die Arbeiten von Marx, de Saussure oder Freud die Annahmen eines einheitlich und fest zentrierten Subjektes (sowie einer Identität) kritisieren.

Die von ihr beschriebene heterosexuelle Matrix geht davon aus, dass eine Person in der Gesellschaft nur dann als vollwertiges Subjekt anerkannt wird (und sich selbst anerkennt), wenn das biologische Geschlecht (sex), die Geschlechtsidentität (gender)<sup>18</sup> und das Begehren (desire) auf eine bestimmte Weise zueinander im Verhältnis stehen. Unser durch Sprache geprägtes Denken führt dazu, dass ein Subjekt nur dann intelligibel bzw. vorstellbar ist, wenn die Geschlechtsidentität dem biologischen Geschlecht entspricht, während sich das Begehren auf das jeweils andere Geschlecht richtet.

Das heißt erstens: Wem bei der Geburt ein weibliches Geschlecht zugewiesen wird, hat weiblich auszusehen, sich weiblich zu verhalten und weiblich aufzutreten, um anerkannt zu werden. Umgekehrt gilt: Wer eine männliche Geschlechtsidentität lebt, also sich männlich kleidet und männlich verhält, hat ein männliches Geschlechtsorgan zu besitzen (vgl. Butler 1991: 45, 2001: 128). Zweitens richtet sich das Begehren in der heterosexuellen Matrix immer auf das andere Geschlecht. Eine Frau begehrt einen Mann und ein Mann begehrt eine Frau. Das bedeutet, Geschlecht definiert sich über Begehren und umgekehrt. Eine Frau kann damit nur dann eine Frau sein, wenn sie einen Mann begehrt. Im Umkehrschluss kann ein Mann, der einen anderen Mann begehrt, kein „richtiger“, d. h. sozial anerkannter Mann sein. Ein gleichgeschlechtliches Begehren bringt damit die geschlechtliche Zugehörigkeit ins Wanken und wird als bedrohlich wahrgenommen:

*„Wenn man nur in dem Maße Mädchen ist, in dem man kein Mädchen will, dann wird das Verlangen nach einem Mädchen das Mädchensein in Frage stellen; in dieser Matrix erschüttert also das homosexuelle Begehren die Geschlechtszugehörigkeit.“ (Butler 2001: 129)*

Anschaulich wird dies an den Vorurteilen, mit denen Lesben und Schwule sich konfrontiert sehen. Schwule Männer werden in der Regel als feminisiert dargestellt, während ihnen gleichzeitig der Status eines „richtigen“ Mannes verwehrt wird. Ein Mann, der eher ein weiblicher Typ ist, wird demgegenüber oft abwertend als „Schwuchtel“ bezeichnet, auch wenn wahrscheinlich gar nicht bekannt ist, ob er schwul lebt oder nicht. Lesbische Frauen hingegen werden als „Mannweiber“ oder „Kampflesben mit Bürstenhaarschnitt“ (Interview von Beate: 266) beschimpft. Wird eine Frau als eher männlich wahrgenommen, wird sie als Lesbe bezeichnet.

*„Die Angst vor homosexuellen Begehren bei einer Frau kann [...] zu Panik über den drohenden Verlust ihrer Weiblichkeit führen, zur Angst, daß sie gar keine Frau, keine richtige Frau ist, daß sie zwar auch nicht ganz Mann, aber einem Mann ähnlich und damit irgendwie monströs ist. Beim Mann kann das homosexuelle Begehren umgekehrt zur Panik davor führen, als Frau betrachtet zu werden, als feminisiert, nicht mehr als richtiger Mann zu gelten, ein gescheiterter Mann oder eine irgendwie monströse, verwerfliche Figur zu sein.“ (Butler 2001: 128)<sup>19</sup>*

<sup>18</sup> Butler sieht sowohl *gender* als auch *sex* als sozial konstruiert an, was ihr von feministischer Seite nach dem Erscheinen ihres Buches *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) zunächst viel Kritik einbrachte (vgl. Villa 2003: 78). Ihr geht es allerdings nicht darum, Körperlichkeit an sich zu leugnen, sondern zu betonen, dass es keine Vorstellung von Körperlichkeit oder Geschlecht gibt, die nicht durch hegemoniale kulturelle Diskurse beeinflusst ist (vgl. Butler 1991: 26). Das Konzept des biologischen Geschlechts ist daher nicht als vordiskursives und natürliches aufzufassen, sondern als in der Geschichte geformtes (vgl. Butler 1995: 25). „Ob die Geschlechtsidentität oder das Geschlecht festgelegt oder frei verfügbar ist, hängt von dem Diskurs ab, der versucht der Analyse bestimmte Schranken zu setzen“ (Butler 1991: 26).

<sup>19</sup> Schon in ihren Feldforschungen in lesbischen Subkulturen der 1980er Jahre beobachtete die Ethnologin Ilse Kokula: „Auch in der Fantasie einer lesbischen Frau erscheinen andere lesbische Frauen als ‚monsterhaft‘, als Frauen, die sich wie Männer benehmen und Frauen belästigen.“ (Kokula 1983: 12)

Entscheidend ist in der heterosexuellen Matrix weiterhin, dass der Status des Subjekts eng an die Geschlechtszugehörigkeit gebunden ist. Eine Person kann nur dann als Person und handelndes Subjekt gedacht werden, wenn sie ein Mann oder eine Frau ist. Das Geschlecht wird von Butler dabei allerdings nicht als Attribut verstanden, welches das Subjekt an einem bestimmten Punkt in seinem Leben annimmt. Vielmehr ist der Prozess der Subjektbildung mit dem der Geschlechtwerdung untrennbar verbunden. Subjekte sind daher immer und von Beginn an als vergeschlechtlichte Subjekte zu denken.

*„Die Markierung der Geschlechtsidentitäten scheint den Körpern die Eigenschaft ‚menschlicher Körper‘ zu verleihen. Ein Kind wird in dem Augenblick zum menschlichen Wesen, wenn die Frage, ‚Ist es ein Junge oder ein Mädchen?‘ beantwortet ist. Jene Körperfiguren dagegen, die nicht in eine der Geschlechtsidentitäten passen, fallen aus dem Bereich des Menschlichen heraus, bilden das Gebiet des Entmenschlichten und Verworfenen, gegen das sich das Menschliche selbst konstituiert.“ (Butler 1991: 165f.)<sup>20</sup>*

Da die Geschlechtsidentität mit dem Begehren und der Sexualität verwoben ist, stellt homosexuelles Begehren nicht nur die Geschlechtsidentität, sondern mit ihr den Status des Menschlichen infrage. Die Bildung des (immer schon geschlechtlichen) Subjekts verlangt also von Beginn an eine Zurückweisung des homosexuellen Begehrens (vgl. Butler 1995: 23, Butler 2001: 128). Durch diese Zurückweisung bzw. Ausgrenzung entsteht ein Bereich des Verwerflichen oder Verworfenen:

*„Das Verworfenen [the abject] bezeichnet hier genau jene ‚nicht-lebbaren‘ und ‚unbewohnbaren‘ Zonen des sozialen Lebens, die dennoch dicht bevölkert sind von denjenigen, die nicht den Status des Subjekts genießen, deren Leben im Zeichen des ‚Nicht-Lebbaren‘ jedoch benötigt wird, um den Bereich des Subjekts einzugrenzen.“ (Butler 1995: 23)*

Die soziale Praxis einer queer-lesbischen Lebensweise bewegt sich damit in dieser Zone des „Nicht-Lebbaren“. Dabei verzichtet Butler darauf, anhand empirischer Ergebnisse zu erläutern, wie die Zone des „Nicht-Lebbaren“ genau aussieht. Vielmehr geht es ihr darum, zu erläutern, warum nicht heterosexuelle Personen innerhalb der Gesellschaft nicht in dem Maße anerkannt werden wie heterosexuelle Personen. Die Ausführungen zu Lebensrealitäten von queer-lesbischen Frauen in Kapitel 2.2 geben Hinweise auf das, was Butler meint, wenn sie von „nicht-lebbaren“ und „unbewohnbaren“ Zonen des sozialen Lebens“ (Butler 1995: 23) schreibt. Queer-lesbische Frauen sind nicht nur mit Diskriminierungen konfrontiert, sondern sehen sich zusätzlich genötigt, ihre Lebensweise zu verheimlichen, um sich die Teilhabe an der Gesellschaft zu erhalten.

Der Bereich des „Nicht-Lebbaren“ und „Verworfenen“ wird dementsprechend als beängstigend und als „Ort gefürchteter Identifizierungen“ oder als „bedrohliches Gespenst“ (Butler 1995: 23) wahrgenommen. Auch die in Kapitel 2.2 angesprochene Unsichtbarkeit queer-lesbischen Lebens findet sich bei Butler wieder. Wenn im Rahmen der Konstruktion des Geschlechts das Menschliche produziert wird, schreibt sie, dann nicht nur in Absetzung gegenüber dem Unmenschlichen,

*„sondern durch eine Reihe von Verwerfungen, radikalen Auslöschungen, denen die Möglichkeit kultureller Artikulation regelrecht verwehrt wird. Daher reicht es auch nicht aus, zu behaupten, dass menschliche Subjekte konstruiert seien, denn die Konstruktion des Menschlichen ist ein differentieller Vorgang, der das mehr und weniger ‚Menschliche‘, das Unmenschliche und das menschlich Undenkbare erzeugt.“ (Butler 1995: 30)*

Vor diesem Hintergrund erklärt sich, dass ein Bekenntnis zu Homosexualität, zu einem gleichgeschlechtlichen Begehren, keinesfalls ein einfaches Unterfangen darstellt. Vielmehr muss in einem sogenannten Prozess des Coming-Out nicht nur das „Undenkbare“ erschlossen werden, sondern es müssen auch genügend Ressourcen zur Verfügung stehen, um sich (dem subjektiven Empfinden nach) einem sozialen Leben im Bereich des „Nicht-Lebbaren“ stellen zu können. Im empirischen Teil der vorliegenden Studie wird die Frage erörtert, ob und wie das Internet von queer-lesbischen Frauen im Prozess ihres Coming-Out genutzt wird und in welchem Maße dessen Nutzung Ressourcen freisetzt, um ein selbstbewusstes Leben im Bereich des „Nicht-Lebbaren“ zu etablieren. Im Folgenden wird allerdings zunächst vertieft, was sich unter dem Prozess des Coming-Out vorzustellen ist.

<sup>20</sup> Dies zeigt sich auch an den geschlechtsangleichenden Operationen, in denen Neugeborenen, die kein eindeutiges Geschlechtsorgan vorweisen können, operativ ein eindeutiges Geschlecht zugewiesen wird, damit sie gesellschaftlich lebensfähig sind. Darüber hinaus veranschaulicht dieses Beispiel, wie Zweigeschlechtlichkeit und mit ihr Heterosexualität gesellschaftlich reguliert und reproduziert werden, indem Abweichungen sanktioniert oder unmöglich gemacht werden.

## 2.4 Das Coming-Out im Leben queer-lesbischer Frauen

Der Begriff Coming-Out wird oft unhinterfragt genutzt und scheint allgemein bekannt zu sein. In den folgenden Ausführungen wird genauer geklärt, was darunter zu verstehen ist und welche Bedeutung ein Coming-Out in der Biographie von queer-lesbischen Frauen hat.

Während der Begriff in seinen Anfängen ab 1968 in den USA vor allem die (als politisch verstandene) Öffentlichmachung der eigenen Homosexualität beschrieb, bezeichnet er heute das ganze Spektrum von Erfahrungen, von der ersten Selbstwahrnehmung erotischer Empfindungen gegenüber gleichgeschlechtlichen Personen bis hin zum selbstgewählten Öffentlichmachen sowie zum Leben der eigenen soziosexuellen Identität. Der Begriff „soziosexuelle“ Identität bezieht sich hierbei auf die Ausführungen von Wolf (2004: 54–56), die erläutert, dass Sexualität bzw. sexuelle Identität erstens von Politik und Kultur einer Gesellschaft (also des Sozialen) entscheidend geprägt wird und zweitens mehr ist, als die Dichotomie Heterosexualität – Homosexualität zulässt.

Generell ist festzuhalten, dass ein Coming-Out erst durch den gesamtgesellschaftlichen Heterosexismus nötig wird, der gleichzeitig ein wesentliches Hindernis im Verlauf dieses Prozesses darstellt. Nur solange es einen Unterschied macht, ob eine Person das eigene oder das andere Geschlecht begehrt, also nur solange Heterosexualität die hegemoniale Lebensweise in einer Gesellschaft darstellt, ist es überhaupt notwendig, sich als nicht-heterosexuell bzw. queer-lesbisch zu outen (vgl. Wolf 2004: 59). Die besondere Herausforderung besteht dabei in der positiven Umdeutung der gesellschaftlichen Abwertung der eigenen queer-lesbischen Lebensweise (vgl. Wolf 2004: 59; Rheinberg/Roßbach 1987: 11f.). Die

*„in der Literatur oft thematisierte ‚Verwirrung‘ zu Beginn des Coming-Out ist [daher] weniger darauf zurückzuführen, dass Mädchen und auch Frauen im Coming-Out-Prozess ihre Gefühle infrage stellen, sondern vielmehr auf die vergeblichen Versuche, die eigenen Gefühle trotz der gesamtgesellschaftlichen Stigmatisierung lesbischer Lebensweisen zu verstehen“ (Wolf 2004: 62).*

Das heißt, Verwirrungen, Unwohlsein, Angst oder Verzweiflung als Reaktionen auf eigene queer-lesbische Gefühle haben weniger mit den Gefühlen an sich zu tun, sondern lassen sich durch gesellschaftliche Sanktionen gegenüber gleichgeschlechtlichen Lebensweisen erklären. LesMigraS schlagen daher mit Bezug auf Santos Castroviejo (2002) vor, statt von einem Coming-Out, in dem sich die von der gesellschaftlichen Norm der Heterosexualität abweichenden Lebensweisen outen müssen, von einem Inviting-In und von einer Einladung zur Befreiung von dieser Norm zu sprechen, wenn Begehrensformen jenseits von Heterosexualität gelebt werden. Damit wird auch darauf hingewiesen, dass sich gesellschaftliche Machtverhältnisse und Ungleichheiten bereits in den Begriffen widerspiegeln, die wir nutzen, um sie zu beschreiben (vgl. LesMigraS 2012a: 18).

Zwar existieren starke Parallelen zwischen dem Coming-Out von Schwulen und Lesben, doch nicht zuletzt durch die unterschiedlichen sozialen Stellungen, die sozialisationsbedingten Unterschiede und die doppelte Diskriminierung als Frau und als Lesbe/Queer, scheint es sinnvoll, das Coming-Out differenziert zu betrachten. Schwule Männer sind darüber hinaus in der Gesellschaft viel präsenter als queer-lesbische Frauen (vgl. Zuehlke 2004: 124 sowie Wolf 2004: 59). Die folgenden Ausführungen beziehen sich daher ausschließlich auf das queer-lesbische Coming-Out.

In der Literatur gibt es diverse Modelle zum Coming-Out-Prozess, die diesen meist in verschiedene Entwicklungsstadien einteilen (vgl. etwa die Modelle von Cass (1979, 1996) sowie Lewis (1984), Gissrau (1993)). Wolf merkt jedoch an, dass die Lebenswirklichkeiten queer-lesbischer Personen vielschichtiger sind und ihre schemenhafte Darstellung anhand von Modellen daher irreführend sein kann (vgl. Wolf 2004: 60). Auch Zuehlke kritisiert die lineare Einteilung des Coming-Out in verschiedene Entwicklungsstationen sowie Modelle, „an deren Ende die ‚integrierte lesbische Identität‘ als Gegenkonzept zur heterosexuellen Identität“ (Zuehlke 2004: 26) steht. Darüber hinaus wurden die existierenden Modelle zur Abbildung von Coming-Out-Prozessen für „westliche Kulturen am Ende des 20. Jahrhunderts“ sowie für „weiße, selbstidentifizierte Lesben“ (Wolf 2004: 60) entwickelt. Der Verlauf des Coming-Out ist jedoch in sehr großem Maße abhängig von Faktoren wie „gender, geographical and social community, race, class, age, ethnicity, religious beliefs, and political allegiances“ (Holmes 2000: 151)

sowie vom engen sozialen Umfeld und der Interaktion mit anderen Entwicklungsaufgaben (vgl. Wolf 2004: 61). Ein Coming-Out wird daher immer unterschiedlich erlebt. LesMigraS weisen beispielsweise darauf hin, dass für Personen, die

*„ohnehin aufgrund rassistischer Markierungen von der Mehrheit als ‚abweichend‘ wahrgenommen werden [...], das Coming-Out eine besondere Dramatik [hat]: Manche empfinden die zugeschriebene ‚sexuelle Devianz‘ als nicht sonderlich zusätzlich belastend. Andere dagegen haben das Gefühl, dass sie damit noch mehr an die Ränder gedrängt werden und die Verletzlichkeit zunimmt, so dass der Druck des Outings und der Zwang zum Coming-out stärker empfunden werden.“ (LesMigraS 2012a: 18)*

Werden diese Schwächen der Modelle allerdings berücksichtigt, können sie dennoch als (analytische) Orientierung dienen und „sinnvolle Hinweise geben, um Entwicklungen im Coming-Out zu antizipieren und auch zu unterstützen“ (vgl. Wolf 2004: 61).

Oft wird zwischen dem *inneren Coming-Out*, in dem „jemand die eigenen Gefühle und Wünsche realistisch wahrnimmt und vor sich selbst anerkennt“ (BzgA 2004: 32, vgl. auch Interview von Toni: 49f.) und dem *äußeren Coming-Out*, in dem die soziosexuelle Identität zunächst vertrauten Personen und einem weiteren Kreis von Menschen bekannt wird, unterschieden (vgl. BzgA 2004: 32). Diese Einteilung ist insofern analytisch sinnvoll, als dass viele Personen in ihrem Coming-Out eine lange Zeit durchleben, in der sie ihre ersten queer-lesbischen Gefühle mit sich selbst ausmachen, bevor sie den Kontakt zu anderen suchen (vgl. Wolf 2004: 105). Dennoch kann diese Trennung auch irreführend sein, da beide Prozesse sich zeitlich überschneiden und wechselseitig aufeinander wirken. Insbesondere zu Beginn des Coming-Out haben „soziale Situationen und Reaktionen [...] erheblichen Einfluss auf den weiteren Verlauf der Biographie eines lesbischen Mädchens/einer lesbischen Frau“ (Wolf 2004: 106). So kann eine abwertende und unangenehme Reaktion auf ein erstes Öffentlichmachen der soziosexuellen Identität negativ auf die Einstellung der Person sich selbst gegenüber zurückwirken, während umgekehrt das Wissen um ein tolerantes und unterstützendes Umfeld es einer Person erleichtern kann, sich und ihre Gefühle anzuerkennen und zu akzeptieren. Die persönliche Einstellung gegenüber den eigenen queer-lesbischen Gefühlen hängt also maßgeblich von dem eigenen persönlichen Umfeld ab (vgl. Wolf 2004: 59f.).

Zuehlke unterscheidet daher zwischen dem Coming-Out, das gewissermaßen das innere und das äußere beinhaltet, und dem *Becoming-Out*. Das Coming-Out sieht sie als einen Prozess der Selbstentdeckung und -klärung, in dem Frauen wahrnehmen, dass sie sich für andere Frauen interessieren könnten und sich Gewissheit darüber verschaffen *sowie* in der Regel enge Freund\_innen und/oder Eltern und Familie ganz oder teilweise einweihen. Das Becoming-Out beschreibt demgegenüber die lebenslange Fortsetzung des Coming-Out in Form einer „fortwährenden Exploration, Überprüfung und Modifizierung der eigenen sozialen Verortung“ (Zuehlke 2004: 153) bezüglich der soziosexuellen Identität (vgl. Zuehlke 2004: 151–153).

Die vorliegende Forschungsarbeit beschäftigt sich mit dem Prozess des Coming-Out in Anlehnung an Zuehlke, da es sowohl das innere als auch das äußere Coming-Out berücksichtigt. Anhand ihrer qualitativen Studie (Zuehlke 2004) entwickelte Zuehlke vier Punkte, die für das Coming-Out charakteristisch sind und auch in der vorliegenden Studie als Orientierung dienen sollen. Demnach kann das Coming-Out ganz allgemein als Zeitraum im Leben eines Menschen bezeichnet werden, in dem

- die Vorliebe für die sexuelle Orientierung erahnt wird (Vorahnung)
- die Menschen ihre sexuelle Orientierung in ganz unterschiedlicher Art und Intensität explorieren (Exploration)
- dieser erahnten sexuellen Orientierung schließlich ein (vorläufiger) Name gegeben wird, d.h. eine erste Selbstetikettierung und Zuschreibung im Sinne von „ich interessiere mich für XY“ stattfindet (Benennung)
- in einen ersten Austausch mit der näheren und weiteren Umgebung getreten wird und die eigene sexuelle Orientierung nahestehenden Personen gegenüber zu erkennen gegeben wird. Außerdem wird begonnen, sich in der momentan präferierten Lebensweise einzurichten (Going Public und erste Kontakte) (vgl. Zuehlke 2004: 150).



Für die Zeit der Wahrnehmung eines diffusen „Irgendwas ist anders“ und den Versuchen, dieses „es“ zu klären und zu explorieren, nennt Zuehlke unterschiedliche Vorgehensweisen.

*„Die Versuche sich Klarheit zu verschaffen und sich mit sich selbst auszukennen, verlaufen denkbar unterschiedlich, je nachdem, welche inneren und äußeren Ressourcen den Frauen zur Verfügung stehen und wie konkret und manifest der Klärungswille oder aber der äußere Klärungsdruck ist [...]. Die Bandbreite reicht hier von: ganz für sich allein beobachten was kommt, über: recherchieren und Informationen sammeln, bis: zum Kontakt suchen, um im Kontakt herauszufinden, woran man mit sich ist.“ (Zuehlke 2004: 148)*

Der genaue Verlauf des Coming-Out kann dabei sehr unterschiedlich sein und hängt maßgeblich von der Unterstützung, sozialen Anerkennung oder Ablehnung ab, welche die jeweilige Person in ihrem näheren und weiteren Umfeld erfährt (vgl. Zuehlke 2004: 150). Auch Wolf betont, dass der Kontakt zu Menschen, die lesbische Entwicklungsprozesse wertschätzen, sowie der Zugang zu Informationen über lesbische Lebensweisen großen Einfluss darauf haben, wie der Coming-Out-Prozess sich entwickelt. Ist dies nicht der Fall, kann es zu einer Abwehr der eigenen Gefühle, zu einer Distanzierung von anderen Lesben und zu einem forcierten heterosexuellen Handeln kommen. Die Entwicklungen im Coming-Out würden „ausgebremst“ (Wolf 2004: 63).

Vor allem für Personen, die massive Widerstände gegen ihre queer-lesbische Lebensweise erwarten und gleichzeitig über geringe Möglichkeiten verfügen, „Informationen über lesbische Lebensweisen zu erhalten und lesbische Netzwerke zu erreichen“ (Wolf 2004: 60), stellt das Coming-Out daher eine besondere Herausforderung dar.

*„Dies gilt besonders für sehr junge oder alte Lesben, für Lesben aus ländlichen, stark religiös geprägten Gebieten, für Lesben, die aufgrund einer Behinderung in Institutionen leben müssen oder deren Teilnahme an der örtlichen lesbischen Gemeinschaft durch bauliche und viele andere Barrieren erschwert wird, für Lesben, die aus einem von besonders homophoben Einstellungen geprägten Umfeld stammen, und für Lesben, die nur über sehr wenig Geld oder kaum Zeit und Freiräume verfügen. Hier verweben sich die ökonomischen und gesellschaftspolitischen Diskriminierungen mit lesbenfeindlichen strukturellen Bedingungen.“ (Wolf 2004: 60)*

Als Problem zeigt sich, dass Mädchen und Frauen während ihrer Sozialisation wenig Zutreffendes über queer-lesbische Lebensweisen erfahren.

*„Dementsprechend verfügen Lesben zu Beginn ihres Coming-Out-Prozesses kaum über differenzierte Vorstellungen lesbischer Lebensentwürfe und wissen auch nur wenig über die Geschichte und Kultur lesbischer Frauen.“ (Wolf 2004: 59)*

In der Gesamtgesellschaft sind queer-lesbisch lebende Personen darüber hinaus kaum identifizierbar. Positiv ist allerdings zu bemerken, dass sich die medialen Bilder von lesbischen Frauen (sowie Trans\*Personen) in der jüngsten Vergangenheit verändert haben. Waren die medialen Darstellungen lange oft erotisiert oder dämonisiert (wie beispielsweise der lesbische Charakter Tanja in der *Lindenstraße*) und damit wenig realitätsangemessen, finden sich heute einige Beispiele von offen lesbischen prominenten Personen wie etwa die Moderatorinnen Dunja Hayali, Anne Will oder die bekannte YouTuberin Melina Sophie, die sich kürzlich als lesbisch outete.<sup>21</sup> Auch in fiktionalen Serien-Formaten stehen immer öfter queer-lesbische Charaktere (oder auch Trans\*Personen) im Mittelpunkt oder sind Teil der erzählten Geschichten (z. B. *Orange is the New Black*, *The L-World*, *Transparent*).

Im Vergleich zu schwulen Männern sind lesbische Frauen in der Gesellschaft allerdings immer noch weniger präsent. Wolf vermutet hierin einen Grund dafür, dass der Coming-Out-Prozess bei Frauen oft erst in einem höheren Alter stattfindet als bei Schwulen. Durch die gesellschaftliche Hegemonie von Heterosexualität sowie das fehlende Wissen über queer-lesbische Lebensweisen und den Mangel an queer-lesbischen Vorbildern lassen sich „Gefühle und Bedürfnisse Frauen gegenüber [...] nicht mehr in die erlernten Denk- und Handlungsmuster einordnen, neue Orientierungshilfen stehen aber noch nicht zur Verfügung“ (Akkermann et al. 1990: 156).

<sup>21</sup> [www.youtube.com/watch?v=OZTOs7Qq6pQ](https://www.youtube.com/watch?v=OZTOs7Qq6pQ) (Zugriff: 31.08.2015).

Um das eigene Coming-Out vor dem Hintergrund der dargestellten Schwierigkeiten bestreiten zu können, stehen queer-lesbischen Frauen verschiedene Ressourcen und Unterstützungsmöglichkeiten zur Verfügung. Ein Aspekt ist die aktive Aneignung von Wissen, für die nach Wolf auch schon 2004 das Internet genutzt werden kann: „Viele haben bereits lange vor ihrem äußeren Coming-Out verstärkt in Büchern, Filmen, im Internet oder anderen Medien nach Informationen über lesbische Lebensweisen gesucht.“ (Wolf 2004: 105) Neben einem akzeptierenden und unterstützenden Freund\_innenkreis und – im besten, aber selteneren Fall – Familienkreis als engeres soziales Netzwerk spielen auch queer-lesbische Freundinnen sowie die Zugehörigkeit zu einer größeren Community eine entscheidende Rolle (vgl. Wolf 2004: 108–110). Teilweise kann dabei allein das Wissen um die Existenz einer queer-lesbischen Community und ihrem kulturellen Angebot sich positiv auf die Selbstwahrnehmung der jeweiligen Person auswirken (vgl. Zuehlke 2004: 162–165). In diesen Räumen wird nicht nur die selbstverständliche Heterosexualisierung von Individuen außer Kraft gesetzt (vgl. Hänsch 2003: 76f., 87). Vielmehr ermöglichen sie den Zugang zu einer Vielzahl von Unterstützungsangeboten, „wie emotionale Unterstützung [...], praktische Hilfe, Lernerfahrung, Identifikationsmöglichkeiten und Solidarität“ (Wolf 2004: 108). Diese positiven Erfahrungen können erhebliche Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl und die Integrität von queer-lesbischen Personen haben.

„Die Kontaktaufnahme zu anderen Lesben stellt allerdings für viele Mädchen und Frauen im Coming-Out zunächst einmal eine Hürde dar, da ihnen lesbische Treffpunkte in ihrer Nähe oft nicht bekannt sind oder sie nicht wissen, wie sie in Kontakt zu anderen Lesben kommen können“ (Wolf 2004: 108). Auch Berührungängste und eigene Vorurteile können die Kontaktaufnahme erschweren. Mögliche Wege, diese Hürde zu bewältigen, stellen Hinweise von etwaigen Bezugspersonen, Beratungsstellen, durch Medien allgemein und aktuell vor allem durch das Internet dar (vgl. Wolf 2004: 108), dessen Bedeutung für den Prozess des Coming-Out in dieser Studie daher im Mittelpunkt des Interesses steht.

Insgesamt ist das Coming-Out noch immer als ein krisenhafter Prozess zu charakterisieren, der eng an emotionale Auseinandersetzungen und Herausforderungen gebunden ist. Es ist anzunehmen, dass das Internet im Verlauf dieses Prozesses nicht nur als Quelle von Informationen, sondern mit seinen interaktiven Möglichkeiten auch als Instrument der Kontaktaufnahme dienen kann. Der folgende Abschnitt stellt Charakteristika und konkrete Nutzungspraktiken des Internets dar, die für queer-lesbische Frauen bedeutsam sein können.

## DAS INTERNET

Das Internet ist ein vielfältiges Medium, das eine Fülle von Informationen und Beteiligungsformen bietet. Das folgende Kapitel beschreibt, wodurch sich das Internet auszeichnet und wieso es gerade für queer-lesbische Frauen besonders interessant sein kann. Dazu stelle ich zunächst die besonderen Charakteristika des Mediums Internet vor (Kap. 3.1) und verdeutliche anschließend anhand von drei Typen von Nutzungspraktiken, auf welche Weise es in Bezug auf die Entwicklungsaufgaben der Selbst-, Sozial- und Sachauseinandersetzung und damit im Coming-Out queer-lesbischer Frauen genutzt werden kann (Kap. 3.2). Ein weiteres Kapitel gibt einen Einblick in queer-lesbische Inhalte und Angebote, die im Internet zu finden sind (Kap. 3.3).

### 3.1 Charakteristika des Internets

Das Medium Internet ist vor allem dadurch charakterisiert, dass es nicht leicht zu bestimmen ist. Christoph Neuberger bezeichnet es 2009 als „ein nie fertiges Medium“, das „sich laufend fortentwickelt“ (Neuberger/Gehrau 2009: 188), was sicherlich auch heute noch gilt. „Alte“ Medien zeichnen sich durch ihre technische Beschränktheit aus, die eine klare Einordnung in Audio, Print, TV sowie in Massen- oder Individualkommunikation zulässt. Im Hybrid-Medium Internet jedoch können „die Potenziale der bisherigen Medien frei kombiniert werden“ (Neuberger/Gehrau 2009: 188).

Neben dieser medialen Hybridität ist der Erfolg des Internets auch darauf zurückzuführen, dass es im Gegensatz zu den klassischen Massenmedien Zeitung, Fernsehen und Radio im Internet für im Prinzip jede Person, die Zugang zum Internet hat, möglich wird, selbst Inhalte zu produzieren, zu veröffentlichen und zu teilen. Während in den klassischen Massenmedien die Verbreitungswege immer *one-to-many* waren und Inhalte durch den Journalismus produziert und verbreitet wurden, wird im Internet eine *many-to-many*-Kommunikation möglich, durch die alle ihre Inhalte verbreiten können, die wiederum von allen kommentiert und weiter geteilt werden können.

Mitte der 2000er Jahre prägte Tim O'Reilly in seinem vielzitierten Aufsatz „What is Web 2.0?“ den Begriff Web 2.0 für diese technische Eigenschaft des Internets sowie deren ökonomische Verwertbarkeit. Der Ausdruck 2.0 impliziert dabei in Anlehnung an die Bezeichnungen von Software-Versionen eine neue Entwicklungsstufe des Internets. In sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzungen um das Web 2.0 wurde der Begriff kritisiert, da es keinen eindeutigen Bruch zum Web 1.0 gebe. Von anderen Autor\_innen, die sich mit Merkmalen und Konsequenzen dieser medialen Entwicklungen für das soziale Miteinander oder die individuelle soziale Entwicklung beschäftigen, werden daher Begriffe wie Social Web (Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009) oder auch Social Software (Koch/Richter 2009) bevorzugt.<sup>22</sup>

In dieser Arbeit wird auf die „traditionelle“ Begrifflichkeit Internet zurückgegriffen, da Social Web oder Social Software ihren Interessenschwerpunkt auf den Bereich der *Interaktion* zwischen Individuen durch das Internet legen. Die vorliegende Studie interessiert sich neben sogenannte Web-2.0-Anwendungen auch für Internetseiten, die vorwiegend ihre Inhalte verbreiten und ihren Schwerpunkt weniger auf kommunikativen Austausch legen. Darüber hinaus ist die Abgrenzung zwischen traditionellen Internetseiten und Social-Web-Anwendungen nicht immer leicht zu treffen.

Beispiele für interaktive Anwendungen sind Wikis, Blogs, Social Networks, Multimedia-Plattformen und Informationsverwaltungsangebote. Sie alle vereint der Abbau technischer und ökonomischer Hürden zur Erstellung und Verbreitung von Inhalten im Internet. Dadurch wird es im Prinzip allen Nutzer\_innen, die Zugang zum Internet haben, möglich, „im Internet Inhalte aller Art (Texte, Bilder, Musik o. Ä.) für andere zugänglich zu machen, mit anderen zu bearbeiten und weiterzuverarbeiten“ (Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 63). Vor allem auf unternehmerischer Seite, aber auch in der Wissenschaft wird in diesem Zusammenhang von *user-generated-content* gesprochen. Diese Möglichkeit, im Internet Inhalte zu

<sup>22</sup> Zur allgemeinen Frage der Begrifflichkeiten siehe ausführlich Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 57–63 oder Schmidt 2011: 25ff.

produzieren und zu teilen, hat bei einer gleichzeitig rapiden Verbreitung des Internets Konsequenzen für das gesellschaftliche Miteinander.

Zunächst einmal lösen sich im Internet die vormals klar voneinander getrennten Rollen von Anbieter\_innen und Nutzer\_innen bzw. von Produzent\_innen und Rezipient\_innen in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft auf (vgl. Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 58) – so auch in dem Bereich, der den größten Einfluss auf die inhaltliche Konstitution der Öffentlichkeit hat, der Journalismus. Die vormals professionalisierte und spezialisierte Leistungsrolle des Journalisten oder der Journalistin vermengt sich mit dem vorher ausschließlich passiven Publikum. Damit werden „the people formerly known as the audience“ (Rosen 2006) im Internet selbst zu Produzent\_innen von Inhalten. Um diese Entwicklung zu beschreiben, sind neue Begrifflichkeiten wie etwa Prod-User (Producer + User) bzw. Produsage entstanden (vgl. z. B. Bruns 2008).

Durch die Möglichkeit aller Nutzer\_innen, Inhalte zu produzieren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, entstehen darüber hinaus eine Vielzahl an Teil- oder Netz-Öffentlichkeiten. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass

*„mitunter vergleichsweise wenige gleichgesinnte Teilnehmer über ein besonderes Thema (special issue) nach Maßgabe spezifizierter Regeln sich wechselseitig informieren und miteinander kommunizieren. Ihr Sinn scheint darin zu liegen, ein Forum für Meinungen jenseits offizieller bzw. öffentlicher Berichterstattung, wie sie von Massenmedien verbreitet wird, bereitzustellen.“ (Hase/Wehner 1997: 63f.)*

Von Teilöffentlichkeiten spricht man auch, weil ihre Inhalte zwar im Prinzip für alle zugänglich sind, sie aber praktisch nur von kleinen Gruppen frequentiert werden. Die Unsichtbarkeit von queer-lesbischen Themen in der Öffentlichkeit, die das Resultat gesellschaftlicher Ungleichheit und Zentralisierungsprozesse darstellen, können durch die Entstehung dieser Teil- oder auch Gegenöffentlichkeiten verschiedener Reichweiten abgemildert werden (Benkler 2006; Meckel 2008).<sup>23</sup>

Ein weiteres Merkmal des Internets ist die Möglichkeit, über ein internetfähiges Gerät (oder mehrere Geräte) mit anderen in Kontakt treten zu können. Hierzu gibt es heute eine Vielzahl an Angeboten – seien es lesbische Social Networks, Chats oder Kommentarfunktionen auf den Seiten von Beratungseinrichtungen oder andere Angebote (vgl. Kap. 3.3). Da die realweltliche Identität hierbei nicht notwendigerweise preisgegeben werden muss bzw. eine Wahlidentität erfunden werden kann, bedeutet dies, dass ein hohes Maß an Anonymität und Kommunikation (zumindest theoretisch) auch unabhängig von körperlich-visuellen Aspekten möglich wird.

Für queer-lesbische Personen bietet das Internet damit einerseits den Zugang zu für sie relevanten Themen, die jenseits des klassischen Journalismus produziert wurden und in Teilöffentlichkeiten auffindbar werden. Andererseits entstehen virtuelle Räume, in denen es möglich wird, mit anderen in Kontakt zu treten und sich kommunikativ, aber gleichzeitig anonym und unbemerkt vom persönlichen Umfeld einer eigenen queer-lesbischen Identität anzunähern und sich auszuprobieren.

In Bezug auf die Frage nach Auswirkungen der Internetnutzung auf Identität und Beziehungen der Individuen wird die Möglichkeit der Produktion eigener Inhalte als kreative Auseinandersetzung mit sich und den eigenen Interessen positiv gewertet (Fink/Kammerl 2001; Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009; Ito et al. 2008). Vor allem gesellschaftlich benachteiligte Gruppen wie Mädchen oder Jugendliche mit Migrationshintergrund oder of Color können im Internet „ihre“ Inhalte veröffentlichen, sichtbar machen und gegenseitig rezipieren (vgl. Tillmann 2008). Aus pädagogischer Perspektive werden hingegen das interessen geleitete Lernen durch die Auseinandersetzung mit persönlich relevanten Inhalten und der Abbau von Hierarchien zwischen Expert\_innen/Erwachsenen und Laien/Jugendlichen positiv hervorgehoben (vgl. Ito et al. 2008). Ein Aspekt, der sich vor dem Hintergrund fehlenden Wissens über queer-lesbische Themen auch im Coming-Out-Prozess als relevant erweisen könnte.

Die vorgestellten Potenziale des Internets unterliegen allerdings auch einiger Einschränkungen. So zeigt die ARD/ZDF-Onlinestudie, dass Wikipedia, Videoportale und private Communitys zwar viel genutzt werden. Allerdings bleibt „die Grundidee der aktiven Mitwirkung [...] grundsätzlich weiterhin nur für

<sup>23</sup> Negative Einschätzungen sprechen zum anderen von der Gefahr der gesellschaftlichen Zersplitterung und Fragmentierung „durch von Spezialinteressen zusammengehaltenen Zufallsgruppen“ (Habermas 2008: 162, zit. n. Schmidt 2011: 99). Zur öffentlichkeitstheoretischen Debatte vgl. Schmidt 2011: 98f.

2/3 der Onliner interessant“ (Busemann/Gscheidle 2011: 369). Wobei anzumerken ist, dass in bestimmten Bereichen mittlerweile ein leichter Zuwachs zu verzeichnen ist. So ist etwa die Anzahl derer, die aktiv Blogs schreiben, zwischen 2007 und 2012 von 25 % auf sogar 47 % gestiegen. Die aktive Teilnahme an Wikipedia hat sich hingegen nur leicht erhöht (vgl. Mende/Öhmichen/Schröter 2013: 35f.).

Darüber hinaus besteht in der Online-Kommunikation ein ausgeprägter Wunsch nach Authentizität, d.h. nach einer Rückkopplung der Internetidentitäten an körperliche Personen außerhalb des Internets. Die „Leiterwartung, dass Nutzer mit ihrer realweltlichen Identität vertreten sind“ (Schmidt 2011: 81), beschränkt daher die Möglichkeiten des Experimentierens im Internet genauso wie die Feststellung, dass ein Großteil der Online-Kommunikation zwischen jenen Personen stattfindet, die sich auch außerhalb des Internets kennen und regelmäßig sehen (vgl. Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 271). Das Kennenlernen völlig unbekannter Personen, das für queer-lesbische Personen eine besondere Relevanz darstellen könnte, ist daher in der Gesamtbevölkerung eher als Ausnahme zu sehen.

Bei der Frage nach der Möglichkeit, im Internet Machtstrukturen aufzuheben, ist hervorzuheben, was Barabasi (2002) als Power-Law-Verteilungen beschreibt. Diese führten dazu, dass „sich auch im vorgeblich egalitären und dezentralen Social Web zentrale Akteure und Orte herausbilden“ (Schmidt 2011: 59). Dadurch hätten populäre Blogs eine größere Chance, verlinkt zu werden und eine größere Aufmerksamkeit zu bekommen als andere, sodass die Sichtbarkeit dominanter Inhalte sich auch im Internet reproduziert (vgl. Schmidt 2011: 56–71). Marginalisierte Inhalte sind damit zwar vorhanden, müssen aber in der Informationsflut des Internets auch gefunden werden. Auch wenn das Internet letztlich jedem Interesse und Lebensentwurf einen Platz einzuräumen scheint und ihn für andere zugänglich macht, heben sich gesellschaftliche Dominanzverhältnisse im Internet nicht einfach auf (vgl. etwa Drüeke 2013; Van Doorn/Van Zoonen 2008; Royal 2008).

In Anlehnung an Höflich (1996, 2003) weist Schmidt darüber hinaus darauf hin, dass zwar Medienkanal und Angebot wie etwa E-Mail, Chat oder Kommentare in einem sozialen Netzwerk die Kommunikation beeinflussen, aber „onlinebasierte Interaktionen genauso wie face-to-face-Begegnungen durch kulturell vorgeformte Situationsdefinitionen gerahmt werden“ (Schmidt 2011: 51). Kommunikation bleibt damit innerhalb wie außerhalb des Internets von gesellschaftlichen Normen und Erwartungen geregelt.

Durch die Möglichkeit, eigene Inhalte selbst zu produzieren sowie Zugang zu den veröffentlichten Inhalten anderer zu haben, bietet das Internet dennoch vielfältige Instrumente nicht nur für die alltägliche Kommunikation, sondern auch zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst sowie mit der eigenen Umwelt und dem Umgang mit persönlichen Beziehungen. Das folgende Kapitel stellt dar, wie das Internet für diese Zwecke genutzt werden kann, und liefert gleichzeitig eine Systematisierung der Internetnutzung anhand konkreter Nutzungspraktiken.

## 3.2 Nutzungspraktiken des Internets

In Anlehnung an Schmidt (2009) werden im Folgenden drei Arten von Nutzungspraktiken unterschieden (vgl. Tabelle 1):

- Identitätsmanagement
- Beziehungsmanagement
- Informationsmanagement

Diese Einteilung orientiert sich an den zentralen Fragen und Entwicklungsaufgaben, mit denen sich ein Individuum in Laufe seines Lebens konfrontiert sieht: *Selbstaueinandersetzung* (Wer bin ich?), *Sozialaueinandersetzung* (Welche Position nehme ich in meiner sozialen Umwelt ein?) und *Sachauaeinandersetzung* (Wie orientiere ich mich in der Welt?). Eine Unterscheidung in diese drei Ebenen ist dabei analytisch, d.h., in der Praxis wirken alle Ebenen wechselseitig aufeinander ein, treten gleichzeitig auf und überlappen sich, was sich auch in den Ausführungen der verschiedenen Nutzungspraktiken der queer-lesbischen Frauen in ihrem Coming-Out zeigen wird. Da sich das Internet heute „als Werkzeug

für Interaktion und Kommunikation etabliert und veralltäglicht“ hat (Schmidt 2011: 75), werden die drei dargestellten Entwicklungsaufgaben in hohem Maße auch online erbracht. Generell überschneiden sich reale und virtuelle Lebenswelten, beeinflussen sich gegenseitig und sind daher nicht voneinander zu trennen. Nicht zuletzt, weil alle Aktivitäten im Internet nur vor dem Hintergrund dessen funktionieren, dass eine leibliche Person hinter dem Bildschirm tätig ist. So geschieht etwa Identitätsmanagement immer auch in Auseinandersetzung mit körperlichen Aspekten des Selbst (vgl. Schmidt 2011: 74f.).

Tabelle 1: Praktiken der Internetnutzung

Entwicklungsaufgabe	Handlungs-komponente	Tätigkeit	Beispiele
<b>Selbstaueinandersetzung</b> Wer bin ich?	Identitäts-management	Dient dem Erstellen und Zugänglichmachen von Aspekten der eigenen Person	Ausfüllen von Profildseiten, Erstellen und Hochladen eines eigenen Videos, Schreiben eines Blogs
<b>Sozialaueinandersetzung</b> Welche Stellung nehme ich in meiner sozialen Umwelt ein?	Beziehungs-management	Meint die Pflege von bestehenden oder das Knüpfen von neuen Kontakten	Aussprechen oder Annehmen von Kontaktgesuchen, Chatten, Verlinken von Blogbeiträgen Anderer, Eintrag auf der Pinnwand eines Kontaktes
<b>Sachauaeinandersetzung</b> Wie orientiere ich mich in der Welt?	Informations-management	Bezieht sich auf das Erlangen, Selektieren, Bewerten und Verwalten von Informationen aller Art	Nutzung von Suchmaschinen, Taggen einer Website, Bewertung eines Videos

(Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an Schmidt 2011: 73)

### 3.2.1 Identitätsmanagement

In Bezug auf Identität erscheint die Nutzung des Begriffs Management möglicherweise zunächst ungewöhnlich, weil Identität als etwas Feststehendes und Stabiles angesehen wird. Doch wie David Buckingham betont, wird die Identität durch ständige Wiederholungen permanent neu hergestellt:

*„Identity [is] something fluid, an ongoing process, something that is permanently ,under construction'. [...] Identity is something we do rather than simply something we are.“ (Buckingham 2008: 8)*

Während früher die Bildung einer Identität nach der Adoleszenz als abgeschlossen angesehen wurde, wird Identität und damit auch Identitätsmanagement heute als permanent in Bewegung und damit als lebenslanger Prozess gedacht (vgl. Schmidt 2011: 77). Zur Entwicklung der eigenen Identität gehört es, *„sich selbst – auch mit der entsprechenden Wirkung auf andere – auszuprobieren und Rückmeldungen zu sammeln, die wiederum Relevanz für weitere Reflexionen gewinnen und entweder zu einer Festigung oder auch zur Korrektur des Selbstbildes führen können“ (Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 265).*

Das Internet ermöglicht – zumindest theoretisch – derartige „Als-Ob-Spiele“ und weitgehend unverbindliche Formen des „Ausprobierens von Handlungsoptionen zur virtuellen Selbst(re)präsentation“ (Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 265).

Identitätsmanagement und die Auseinandersetzung mit der Frage „Wer bin ich?“ findet im Internet an unterschiedlichen Stellen und auf unterschiedliche Arten statt, „beispielsweise beim Ausfüllen von Profildseiten auf Netzwerkplattformen, durch die Themenwahl eines Weblog-Eintrags oder die Ver-

öffentlichung eines selbst gedrehten Videos auf einer einschlägigen Plattform.“ (Schmidt 2011: 78) Diese Praktiken stellen Wege zur Selbstreflexion und (öffentlichen) Selbstthematization dar. Während Medien wie das Tagebuch in der Vergangenheit „vorrangig die introspektive Selbsterkennung des Individuums“ in den Fokus rückten, „richten sich die gegenwärtigen Medien stärker auf eine Selbstthematization des Einzelnen“ (Schmidt 2011: 78). Selbstreflexion und Selbstthematization finden im Internet nicht nur durch das bewusste und aktive Publizieren von Inhalten, sondern auch durch Entscheidungen über den Ort, Rhythmus oder die Art und Qualität der Veröffentlichung statt. Welche Praktiken des Identitätsmanagements jeweils zur Anwendung kommen, „wird sich je nach Nutzergruppe und Kommunikationssituation unterscheiden und muss somit letztlich in empirischen Studien geklärt werden.“ (Schmidt 2011: 79)

Für queer-lesbische Frauen kommt dem Identitätsmanagement im Verlauf ihres Coming-Out eine besondere Bedeutung zu (vgl. Kap. 2.3). Neben den allgemeinen Aufgaben wie der Verortung in ihrer Peer-Group, der Identifikation mit ihrer Geschlechterrolle oder dem Kennenlernen und den Umgang mit ihren Stärken und Schwächen (vgl. Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 152) müssen sie im Prozess ihres Coming-Out darüber hinaus den stigmatisierten Teil ihrer Identität mit äußeren Anforderungen sowie mit sich selbst in Einklang bringen. Schmidt spricht in diesem Zusammenhang von „Identitätspolitik“, die geleistet werden muss,

*„insbesondere wenn die Identitätsvorstellungen einer Person oder Gruppe mit den dominierenden kulturellen Mustern in Konflikt stehen, marginalisiert oder stigmatisiert werden – z.B. in Bezug auf ethnische Zugehörigkeit, sexuelle Orientierung oder körperliche Behinderung.“ (Schmidt 2011: 77)*

Hierzu bietet das Internet in queer-lesbischen Teilöffentlichkeiten, die möglicherweise als weitestgehend sichere Umgebung wahrgenommen werden, Raum für Identitätsmanagement und Als-Ob-Spiele, in denen eine eigene queer-lesbische Identität vorsichtig erprobt werden kann. Ob und wie Identitätsmanagement als Nutzungspraktik für queer-lesbische Frauen hinsichtlich ihrer besonderen Herausforderungen im Coming-Out tatsächlich eine Rolle spielt, zeigt der empirische Teil der Forschungsarbeit.

### 3.2.2 Beziehungsmanagement

Die Entwicklung einer eigenen Identität ist nicht unabhängig von der eigenen sozialen Position und den eigenen Beziehungen zu betrachten. Identitätsmanagement hat immer auch mit Reaktionen anderer auf das eigene Selbst zu tun. Selbstdarstellungen auf Profildaten oder eventuell auch das Publizieren eigener Inhalte dienen so teilweise als Mittel zum Zweck, um mit anderen in Kontakt zu treten. Andersherum dienen Kontakte und deren Reaktionen auf eine Selbstdarstellung der Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich (vgl. Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 269).

Dies trifft insbesondere auf den Prozess des Coming-Out zu. Wie bereits dargestellt, haben Reaktionen auf ein erstes Öffentlichmachen der eigenen queer-lesbischen Identität eine besondere Relevanz für den weiteren Verlauf des Coming-Out genauso wie queer-lesbische Freundinnen/Ansprechpersonen oder die Zugehörigkeit zu einer größeren Community sich im Prozess des Coming-Out positiv auf die eigene Selbstwahrnehmung der jeweiligen Person auswirken können (vgl. Kap. 2.2).

Wie die Formen von Beziehungsmanagement und der Interaktion mit anderen im Internet aussehen, variiert von Rumhängen, Tratschen, Flirten und Streiten bis zu privaten und geschäftlichen Formen des „Networkings“. Während in früheren Zeiten des Internets eher die Befürchtung vorherrschte, die technisch vermittelte Kommunikation würde die Individuen isolieren, gilt heute genau das Gegenteil: Isoliert ist heute, wer nicht auf Netzwerken, in Freundschaftslisten oder Chats vertreten ist (vgl. Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 269). Die Frage des Beziehungsmanagements („Welche Position nehme ich in meiner sozialen Umwelt ein?“) bezieht sich daher auf geschäftliche, partnerschaftliche und freundschaftlich-familiäre Beziehungen gleichermaßen, wobei im Prozess des Coming-Out geschäftliche Beziehungen wahrscheinlich erst zu einem späteren Zeitpunkt relevant werden. Allgemein definiert Schmidt mit Bezug auf Hogan Beziehungsmanagement als einen „active process of building, maintaining, and sustaining a specific set of mutually regarded relationships“ (Hogan 2009: 14, zit. n. Schmidt 2011: 88).

Für den Aufbau und die Pflege von Beziehungen ist das Internet heute kaum noch wegzudenken, und bietet gleichzeitig vielfältige Wege und Kanäle an. Dazu zählen neben Chats und Instant-Messaging die vielfältigen Kommunikationsformen der sozialen Netzwerke wie Facebook oder der Austausch von Private Messages oder E-Mails. Aber auch implizitere Formen wie das Aussprechen und Annehmen von Kontakten oder das Verlinken von Inhalten Anderer sind dem Beziehungsmanagement zuzurechnen. Die verschiedenen Kommunikationskanäle, die zur Verfügung stehen, weisen dabei spezifische technische Eigenschaften (affordances) sowie Verwendungsregeln in Form von sozialen Konventionen und Erwartungen auf (vgl. Schmidt 2011: 79–81). In Kombination mit den Merkmalen einer gegebenen Beziehung bestimmen diese, ob ein Kommunikationskanal für eine bestimmte Kommunikationssituation adäquat ist oder nicht. So könnte die Kommunikation auf dem Schulhof oder auf Facebook für zwei Jugendliche mit romantischen Absichten zu öffentlich sein, während das persönliche Chatten angemessen erscheinen würde (vgl. Schmidt 2011: 89). Beziehungsmanagement ist daher geprägt durch differenzierte Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und -pflege, die aber gleichzeitig bestimmten sozialen Normen unterliegen, die Einschätzungen und Entscheidungen verlangen: Wann ist es akzeptabel, mit bestimmten Personen über bestimmte Wege zu kommunizieren?

Auch queer-lesbische Frauen müssen sich diesen Fragen nicht nur hinsichtlich ihrer bereits bestehenden Kontakte stellen, sondern im Prozess ihres Coming-Out vor allen Dingen auch in Bezug auf neue Kontakte, die sie gegebenenfalls zu anderen queer-lesbischen Frauen aufbauen möchten. Gleichzeitig ist denkbar, dass ihnen die Auswahl an vielfältigen Kommunikationskanälen und Kontaktmöglichkeiten einerseits die Herstellung von Kontakten zu anderen queer-lesbischen Frauen erleichtert und andererseits Möglichkeiten bietet, eine queer-lesbische Identität in unterschiedlichen Kommunikationssituationen auszuprobieren (vgl. Kap. 3.2.1): Eine erste offene Kommunikation der queer-lesbischen Identität gegenüber einer anderen Person würde in einem persönlichen Chat mit einer offen queer-lesbischen Person oder mit einer Beratungsstelle so eventuell angemessener und leichter erscheinen als die Offenlegung in einem öffentlichen Profil oder gegenüber der eigenen Familie. Besonders hervorzuheben ist darüber hinaus die Möglichkeit, sich im Internet in Teilöffentlichkeiten mit anderen Personen über die eigenen queer-lesbischen Gefühle austauschen zu können, ohne die realweltliche Identität preisgeben und ohne sich außerhalb des Internets outen zu müssen. Im empirischen Teil wird erläutert, welche Kanäle die Interviewten zur Kommunikation ihrer queer-lesbischen Identität sowie zur Kontaktaufnahme und -pflege nutzen oder nicht nutzen und welche Gründe sie dafür angeben.

### 3.2.3 Informationsmanagement

Der Begriff der Informationsgesellschaft verweist auf die wachsende Zahl von Informationen, die heute zugänglich sind. Dabei ist nicht nur das quantitativ gestiegene Maß an Informationen interessant, sondern vielmehr der Umstand, dass im neuen Netz „eine größere Zahl von Akteuren Informationen bereitstellen und mit anderen teilen, bearbeiten und weiter verbreiten kann“ (Schmidt 2011: 97) und somit an der Konstitution von Öffentlichkeit Teil hat. Das führt nicht nur zu einer wachsenden Menge, sondern vor allem auch Diversität an verfügbaren Themen und Interessen. Wissen und Informationen über die eigene Umwelt üben entscheidenden Einfluss auf Selbstbild und Selbstbewusstsein aus, sodass der Zugang zu einer Öffentlichkeit diverser Inhalte besonders für queer-lesbische Frauen bedeutsam sein kann.

Ein wesentlicher Bestandteil von Informationsmanagement stellt die Suche nach Informationen über Suchmaschinen dar. Doch auch aktives Nutzer\_innenhandeln wie Tagging oder das Schreiben von Bewertungen ist als Form von Informationsmanagement zu berücksichtigen (vgl. Schmidt 2011: 103f.), auch wenn es in der Praxis vergleichsweise selten Anwendung findet (vgl. Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 274; Busemann/Gscheidle 2011). In Anlehnung an Hasebrink und Domeyer (2008) kann das Spektrum der Informationsbedürfnisse in vier Ebenen unterschieden werden:

- ungerichtete Informationsbedürfnisse
- themen- oder bereichsspezifische Interessen
- gruppenbezogene Bedürfnisse
- problembezogene Bedürfnisse

Während laut Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink (2009: 272) bei Jugendlichen im Allgemeinen neben einer Selbst- und Sozialauseinandersetzung vor allem die gruppenbezogenen Informationsbedürfnisse dominieren, ist davon auszugehen, dass queer-lesbische Frauen im Verlauf ihres Coming-Out vor allem themenspezifische und problembezogene Interessen verfolgen. Wie genau queer-lesbische Frauen das Internet zum Informationsmanagement und in der Auseinandersetzung mit der Frage „Wie orientiere ich mich in der Welt?“ nutzen, wie sie Kontakte aufbauen und pflegen und wie sie das Internet als Instrument des Identitätsmanagements nutzen, stellt der empirische Teil der vorliegenden Studie dar.

### 3.3 Queer-lesbische Inhalte im Internet: Überblick und Links

Um sich mit der Frage nach der Bedeutung des Internets im Coming-Out-Prozess von queer-lesbischen Frauen befassen zu können, ist es notwendig, einen Überblick über queer-lesbische Inhalte und Angebote zu erhalten, die im Internet zugänglich sind. Dabei ist wichtig zu bemerken, dass das Internet ständig in Bewegung ist, sich um neue Inhalte erweitert und alte modifiziert. Der folgende Versuch, einen systematisierten Überblick zu liefern, erhebt daher keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern ist vielmehr eine Momentaufnahme und durch meine subjektive Perspektive geprägt. In der Darstellung versuche ich, in erster Linie relevante (d. h. populäre und viel genutzte) Seiten aus Deutschland vorzustellen. Gleichzeitig werden verschiedene Arten von Inhalten und Angeboten, die das Internet bietet, berücksichtigt und beschrieben, entlang derer der Überblick außerdem systematisiert wird. Am Ende jedes Absatzes finden sich *beispielhaft* für die jeweils vorgestellten Inhalte einige Links.

**Soziale Netzwerke** – werden von einer Vielzahl von queer-lesbischen Personen genutzt. Sie bieten den Nutzer\_innen „eine gemeinsame Infrastruktur für Kommunikation oder Interaktion“ (Schmidt 2011: 25). Speziell für queer-lesbische Frauen in Deutschland stellt *Lesarion* die verbreitetste Plattform ihrer Art dar, um mit anderen queer-lesbischen Frauen zu kommunizieren oder auch zu flirten. Für die aktive Nutzung von *Lesarion* ist, wie bei den meisten Plattformen, eine Registrierung notwendig, die auch die Erstellung eines persönlichen Profils erfordert. Neben der Möglichkeit, andere Nutzer\_innen als Freund\_innen hinzuzufügen, besitzt *Lesarion* ein Forum, in dem sich zu verschiedenen Themen ausgetauscht werden kann. Die Themen variieren dabei von Kultur, Computer, Sport, Politik und Beziehungen über Coming-Out-Erfahrungen bis zum Flirten und Dating. Außerdem bietet *Lesarion* die Möglichkeit, Gruppen zu bilden und beizutreten, sowie Informationen zu Büchern, TV-Programm, Beratungsangeboten, queer-lesbischem Leben im Allgemeinen und in speziellen Städteseiten einen Cityguide. Speziell für junge Lesben gibt es mit *www.gorizi.de* ein ähnliches, jedoch auf das Alter zugeschnittenes Angebot. Neben *Lesarion* und *gorizi* existieren noch andere, aber z. T. weniger verbreitete und professionelle oder rein auf Dating spezialisierte Plattformen. Wenn auch nicht speziell auf queer-lesbische Frauen zugeschnitten, bietet natürlich auch Facebook die Möglichkeit, queer-lesbischen Gruppen beizutreten oder an Veranstaltungen teilzunehmen. Auch die in den letzten Jahren populärer gewordene allgemeine Dating-Seite *okcupid* ermöglicht eine rein auf queer-lesbische Interessen ausgelegte Nutzung.

- [www.lesarion.de](http://www.lesarion.de)
- [www.gorizi.de](http://www.gorizi.de)
- [www.gay-parship.de](http://www.gay-parship.de)
- [www.lesopia.de](http://www.lesopia.de)
- [www.lesbenschaft.de](http://www.lesbenschaft.de)
- [www.lesbisch.de](http://www.lesbisch.de)
- [www.okcupid.com](http://www.okcupid.com)

**Multimedia-Plattformen** – auf diesen Seiten steht die Verbreitung und Nutzung multimedialer Inhalte, d. h. Audios oder Videos, im Vordergrund, die von anderen Nutzenden kommentiert werden können. Die meistbesuchte Multimedia-Plattform ist die Videoplattform *YouTube*. Um selbst Videos hochladen zu können, ist eine Registrierung notwendig, während die reine Rezeption von Videos keine Anmeldung erfordert. Zwar existiert keine explizit queer-lesbische Multimedia-Plattform, doch finden sich bei einer Suche nach den Begriffen *lesbisch* oder *Lesbe* zahlreiche Videos mit queer-lesbischem Bezug. Dazu gehören queer-lesbische TV-Beiträge oder *von* und *für* queer-lesbische Personen erstellte Inhalte, in denen

verschiedene Aspekte queer-lesbischen Lebens thematisiert werden (z.B. Coming-Out-Erfahrungen, alltägliche Erlebnisse, Sex, Selbstbezeichnungen, Regenbogenfamilie, Religion etc.). Je nach Suchstellungen finden sich aber auch zahlreiche Videos mit sexistisch-pornographischem Gehalt. Außerdem finden sich in queer-lesbischen Diskursen marginalisierte Themen auch bei YouTube seltener (z.B. Leben mit Behinderung, Fluchterfahrung oder Rassismuserfahrung). Auch zu den Themen Intersexualität und insbesondere Trans\* findet sich bei YouTube eine Vielzahl von Videos bei entsprechenden Suchbegriffen.

Neben einzelnen Videos gibt es explizit queer-lesbische Video-Channels, die vorwiegend Videos mit queer-lesbischen Bezügen veröffentlichen. Diese können, wie etwa *queerblick* (Das TV-Magazin für und von jungen Schwulen, Lesben, Bi und Trans\*) Channels von Vereinen oder Einrichtungen sein oder aber von Privatpersonen wie etwa TheNosyRosie. Hier einige Beispiele queer-lesbischer Channels bei YouTube:

- queerblick
- TheNosyRosie
- Itgetsbetter (englischsprachig)

**Online-Magazine** – hierunter werden Angebote gefasst, die den (klassischen) Internetseiten z.T. sehr ähnlich sind, aber die Online-Ausgaben von queer-lesbischen (gedruckten) Zeitschriften darstellen. Besonders hervorzuheben ist hier das *L.Mag*, ein „Magazin für Lesben“, das neben einer bundesweit vertriebenen Print-Ausgabe über eine ausführliche Internetseite verfügt. Diese enthält, wie die Printversion auch, redaktionelle Beiträge mit Bezug zu queer-lesbischem Leben, wobei die Themen zwischen Kultur, Zeitgeschehen, Politik und Familie variieren. Die Internetseite von L.Mag verfügt darüber hinaus über ein Branchenbuch, Hinweise zum TV-Programm, Veranstaltungshinweise sowie einen Dating- und einen Community-Bereich. Letzterer ähnelt in Struktur und Aufbau Netzwerkseiten wie Lesarion. Neben dem L.Mag existieren weitere Online-Magazine, die einen regionalen Bezug haben (etwa [www.weird-bielefeld.de](http://www.weird-bielefeld.de) oder [www.escape-hamburg.de](http://www.escape-hamburg.de)) und die z.T. nicht ausschließlich queer-lesbische, sondern insgesamt LGBT\*QI-Themen behandeln ([www.siegessaeule.de](http://www.siegessaeule.de) für Berlin). Darüber hinaus ist auch das *Missy Magazine* zu nennen, das zwar allgemein über die Themen Feminismus und Popkultur schreibt, aber auch oft Artikel mit queer-lesbischem Themenschwerpunkt bietet.

- [www.l-mag.de](http://www.l-mag.de) („Das Magazin für Lesben“)
- [www.escape-hamburg.de](http://www.escape-hamburg.de) („Hamburgs Magazin für Lesben“)
- [www.siegessaeule.de](http://www.siegessaeule.de) („Das queere Onlinemagazin aus Berlin“)
- [www.weird-bielefeld.de](http://www.weird-bielefeld.de) („Das Stadtmagazin für lesbische Frauen in Bielefeld“)
- [www.missy-magazine.de](http://www.missy-magazine.de) („Feministisches Magazin für junge Frauen“)
- [www.dieprezioese.de](http://www.dieprezioese.de) („queeres Gesellschaftsmagazin“)

**Blogs** – sie sind Online-Magazinen und Internetseiten sehr ähnlich. Allerdings rückt bei Blogs, die auch als Personal-Publishing-Anwendungen bezeichnet werden, der\_die einzelne Autor\_in und seine\_ihre subjektive Perspektive stärker in den Vordergrund. Während Blogs in ihren Anfängen eher von einzelnen Privatpersonen betrieben wurden, gibt es heute immer mehr Blogs, die (semi-)professionell und von mehreren Personen bis hin zu ganzen Redaktionen betrieben werden.

Blogs von Personen, die sich explizit als queer-lesbisch verstehen, sind, ohne ihre genauen Namen und Adressen zu kennen, nicht so leicht zu finden. Die Frage nach queer-lesbischen Blogs stellte die Bloggerin *ryuu* im September 2009 unter dem Titel „Lesbische Bloggerinnen. Wo seid ihr?“. Sie schrieb:

*„Würde mich ja mal interessieren – die Blogosphäre scheint ja auf den ersten Blick männlich zu sein, auf den zweiten Blick erkennt mensch erst die Frauen, die, so will's zumindest die Statistik, ganz anders bloggen. Lesben sind dann nochmal unsichtbar. So unsichtbar wie im realen Leben.“*  
(<http://ryuu.de/2009/09/lesbische-bloggerinnen-wo-seid-ihr/>, Zugriff 31.08.2015)

Nachdem im Februar 2010 die Bloggerin *karnele* erneut die Frage nach lesbischen Blogs aufwarf, begann sie im Dezember 2010 kurzerhand eine Auflistung lesbischer Blogs. Diese ist zwar heute nicht mehr zugänglich, dafür aber findet sich unter *Konnys Lesbenseite* eine Sammlung lesbischer Bloggerin-

nen, die über Themen mit queer-lesbischem Bezug schreiben ([www.lesben.org/kontakte/blogs.html](http://www.lesben.org/kontakte/blogs.html), Zugriff: 22.07.2015).<sup>24</sup> Neben Blogs von Einzelpersonen sei noch auf den Blog der Mädchenmannschaft hingewiesen, der insgesamt feministische Themen behandelt, aber auch immer wieder explizit queer-lesbische Themen. Hier einige Beispiele, deren Linklisten dazu einladen, das Netz nach weiteren Blogs zu durchstöbern:

- [www.lesben.org/kontakte/blogs.html](http://www.lesben.org/kontakte/blogs.html) (Linksammlung lesbischer Blogs)
- [www.lesbianchic.de](http://www.lesbianchic.de) („Blog von Femmes für Femmes“)
- [www.scheitern.org](http://www.scheitern.org) („Anekdotchen aus den Untiefen eines queeren Alltags“)
- [www.mädchenmannschaft.net](http://www.mädchenmannschaft.net)
- [www.genderblog.de](http://www.genderblog.de)

**Internetseiten** – gemeint sind hier (sozusagen klassische) Internetseiten, die allgemein Informationen sammeln, über ihre Seite veröffentlichen und von einzelnen (selbst queer-lesbischen) Personen bis hin zu wirtschaftlichen Unternehmen betrieben werden. In Bezug auf lesbisches Leben ist *Konnys Lesbenseite* ([www.lesben.org](http://www.lesben.org)) eine bekannte und umfangreiche Seite. Die Bloggerin *karnele* schreibt über *Konnys Lesbenseite*:

*„In lesbischen Kreisen heißt es nicht: ‚Schlag nach bei Otto‘, sondern: ‚Sieh nach bei Konny!‘ Bücher, Filme, Webseiten, Seminare, Feste, Zeitungsmeldungen, alles, was das lesbische Herz begehrt, wird hier zusammengetragen.“* ([www.karnele.de/ja-wo-sind-sie-denn-alle](http://www.karnele.de/ja-wo-sind-sie-denn-alle), Zugriff 27.11.2011)

Wie einige andere Seiten sammelt die Seite „Informationen rund um's lesbische Leben“. ([www.lesben.org](http://www.lesben.org), Zugriff: 27.11.2011). Als Schwerpunkte nennt sie „neben tagesaktuellen Informationen – lesbische Literatur, Filme, Politik, Gesellschaft, Beratung und vieles mehr, was die Lesbe von heute interessiert.“ Dazu gehören auch Adressen und Veranstaltungshinweise oder Kontaktanzeigen. Die Seite wird von einer selbst lesbisch lebenden Person betrieben, die auch Hinweise von Nutzer\_innen, die sie per E-Mail erreichen, veröffentlicht. Sehr umfangreich und von der Queer Communication GmbH betrieben ist außerdem die Seite [www.queer.de](http://www.queer.de), die lesbische und schwule Themen behandelt. Trotz des Namens, der eigentlich erwarten ließe, dass nicht nur schwule und lesbische, sondern auch Inhalte zu weiteren Geschlechtsidentitäten wie etwa Trans\*Personen behandelt werden, zeigt sich bei genauerem Hinsehen, dass hier schwule Themen besonders dominant sind.

- [www.lesben.org](http://www.lesben.org)
- [www.queer.de](http://www.queer.de)

**Veranstaltungskalender/Informationen zu Veranstaltungen** – hierunter sind Seiten zu verstehen, die meistens nach Städten sortiert über schwul-lesbische Angebote und Veranstaltungen informieren. Bis 2014 existierte noch die unkommerzielle Seite [www.gay-web.de](http://www.gay-web.de), die Adressen, regelmäßige Treffen von Stammtischen und verschiedenen Gruppen sowie aktuelle Veranstaltungen in ganz Deutschland sammelt und veröffentlicht. Durch eine E-Mail an die Betreiber\_innen war ein Eintrag auf der Seite möglich. Heute existieren von *gay-web* nur noch Angebote zu einzelnen Städten. Neben diesen Städteseiten gibt es auch andere Seiten, die explizit auf eine Stadt zugeschnitten sind (z. B. [www.livas.de](http://www.livas.de) für Münster) und meist von queer-lesbischen Personen aus der jeweiligen Stadt betrieben werden. Auch in sozialen Netzwerken, in Online-Magazinen oder auf den Internetseiten von Beratungseinrichtungen finden sich Informationen zu Veranstaltungen. Generell lässt sich festhalten, dass über Suchmaschinen zu fast jeder auch kleineren Stadt (queer-)lesbische Angebote zu finden sind. Da es (glücklicherweise) zu umfangreich wäre, die Links für alle Städte aufzulisten, verweise ich an dieser Stelle auf eine eigene Internetrecherche.

**Beratungseinrichtungen online** – für queer-lesbische Frauen und Mädchen existieren in den meisten größeren Städten psychosoziale Beratungsangebote in Form von Einrichtungen, die sie einerseits persönlich aufsuchen oder mit ihnen über das Internet in Kontakt treten können. Im Regelfall haben diese Einrichtungen ausführliche Internetseiten mit Informationen zu allgemeinen queer-lesbischen Themen und meist auch besonders bezüglich Fragen zum Coming-Out. Darüber hinaus wird auf Gruppenangebote (wie etwa Coming-Out-Gruppen oder Gruppen für gemeinsame Aktivitäten) sowie auf weitere

<sup>24</sup> Natürlich existiert auch eine Vielzahl an Blogs, die von queer-lesbischen Personen geschrieben werden, die aber nicht unbedingt Aspekte queer-lesbischen Lebens thematisieren (z. B. [www.ryuu.de](http://www.ryuu.de)). Diese werden nicht unter den Links berücksichtigt.

Kontaktmöglichkeiten (E-Mail, Telefon, persönlicher Termin) hingewiesen. Teilweise bieten diese Seiten auch Chats mit Mitarbeiter\_innen der Einrichtungen an. Da sich die Beratungseinrichtungen in den verschiedenen Städten relativ leicht im Internet finden lassen, werden hier nur die Angebote für NRW, überregionale Seiten und Angebote, die spezifische Lebensrealitäten von queer-lesbischen Frauen betreffen, aufgeführt.

#### NRW

- [www.jule-nrw.de](http://www.jule-nrw.de)
- [www.queere-jugend.nrw](http://www.queere-jugend.nrw)
- [www.rosastrippe.de](http://www.rosastrippe.de) (Bochum)
- [www.rubicon-koeln.de](http://www.rubicon-koeln.de) (Köln)
- [www.lebedo.de](http://www.lebedo.de) (Dortmund)
- [www.frauenberatungsstelle.de](http://www.frauenberatungsstelle.de) (Düsseldorf)
- [www.livas.org](http://www.livas.org) (Münster)
- [www.lesben-nrw.de/mitgliedsgruppen](http://www.lesben-nrw.de/mitgliedsgruppen) (Mitgliedsgruppen in der Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Lesben in NRW)

#### Überregionale & spezifische Angebote für queer-lesbische Personen

- [www.lambda-online.de](http://www.lambda-online.de) (ein lesbisch schwuler bi trans\* inter queere Jugendverband in verschiedenen Regionen in der BRD) → Hier finden sich Verweise zu Angeboten in verschiedenen Städten.
- [www.abqueer.de](http://www.abqueer.de) (Aufklärung und Beratung zu lesbischen, schwulen, bisexuellen und Transgender-Lebensweisen)
- [www.queerhandicap.de](http://www.queerhandicap.de) (Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender mit Behinderung – aktiv, vernetzt und sichtbar!)
- [www.transinterqueer.org](http://www.transinterqueer.org) (TriQ ist ein Verein, der sich für trans-, intergeschlechtliche und queer lebende Menschen in Berlin und darüber hinaus einsetzt)
- [www.gladt.de](http://www.gladt.de) (unabhängige Selbst-Organisation von türkeistämmigen Lesben, Schwulen, Bi- und Transsexuellen und Transgendern (LSBTT) außerhalb der Türkei)

Das Internet ermöglicht insgesamt den Zugriff auf all diese Inhalte sowie darüber hinausgehende, hier nicht aufgeführte queer-lesbische Seiten und Angebote – insbesondere das englischsprachige Angebot ist sehr umfangreich. Generell ist festzuhalten, dass queer-lesbische User\_innen alle Anwendungen nutzen, welche die Veröffentlichung von eigenen Inhalten oder den Austausch und Kontakt untereinander ermöglichen. Insgesamt steht queer-lesbischen Frauen so ein breites Spektrum an Seiten und Themen zur Verfügung. Welche Angebote die Interviewten während ihres Coming-Out wofür genutzt haben und welche Gründe sie dafür angeben, erläutert Kapitel 5.

## INTERVIEWTE UND FORSCHUNGSDESIGN

Die Ergebnisse dieser Studie basieren auf Interviews mit acht sich als lesbisch, queer oder queer-lesbisch (zur Wahl der Begrifflichkeit siehe Kap. 5.2) bezeichnende Personen zwischen 18 und 26 Jahren. Diese Personen wurden über verschiedene Kanäle rekrutiert. Erstens wurden Anzeigen/Banner im Internet auf [www.lesben.org](http://www.lesben.org) sowie in dem Forum für junge Lesben [www.gorizi.de](http://www.gorizi.de) geschaltet. Zweitens wurden an lesbischen und queer-lesbischen Lokalitäten und Partys in einer Großstadt sogenannte Selbstmelde-Zettel aufgehängt, über die sich Personen melden konnten. Drittens wurden Beratungsstellen in der gleichen und einer weiteren Großstadt sowie die Lesbenreferate der Universitäten beider Städte angeschrieben, die den Aufruf zur Teilnahme an der Studie jeweils über ihre E-Mail-Listen verbreitet haben. Viertens wurde der Aufruf über eine universitätsnahe Mailingliste verbreitet, die über Veranstaltungen, Stellenausschreibungen etc. mit Bezug zum Thema Gender vorwiegend in einer der beiden Großstädte informiert. Fünftens habe ich mir bekannte Personen gebeten, Freund\_innen von ihnen auf meine Studie hinzuweisen, die wiederum ihre Freund\_innen informieren usw. (Schneeballsystem).

Darüber hinaus habe ich vor den Interviews Kriterien festgelegt, die die Interviewten erfüllen sollten. Dazu gehörte, dass sie sich selbst mit queer-lesbisch oder lesbisch identifizieren oder identifiziert haben, ein queer-lesbisches Coming-Out erlebt haben oder erleben und mit mir über ihre Internetnutzung während dieser Zeit sprechen wollten. Außerdem wurde eine Altersgrenze von 16 bis 26 Jahren festgelegt, da die Personen mit dem Internet aufgewachsen und (rechtlich) alt genug für Interviews sein sollten. Darüber hinaus sollten die Befragten in unterschiedlichen Regionen aufgewachsen sein und unterschiedliche formale Bildungshintergründe haben. Die folgende Tabelle zeigt die endgültige Auswahl der Interviewten, wobei die hier sichtbaren Namen Synonyme darstellen. Leider konnte in Bezug auf den formalen Bildungsstand trotz intensiver Bemühungen keine Diversität der Befragten erreicht werden, was bei der Auswertung Berücksichtigung finden sollte. Die Streuung unterschiedlicher ländlicher Regionen ist zufriedenstellend, auch wenn weitere Befragte aus ländlicheren Regionen wünschenswert gewesen wären.

Neben einem queer-lesbischen Coming-Out erleb(t)en zwei der Befragten (Toni und Sasha) sozusagen ein zweites Coming-Out, in dem sie sich zunehmend mit der ihnen zugeschriebenen Identität als Frau auseinandersetzen, da sie sich mit dieser nicht (mehr) wohl fühlten und nach anderen Wegen der Identifizierung sowie Lebensweise im Alltag suchten. Aussagen zu diesen Erfahrungen werden in dieser Arbeit zwar nicht explizit thematisiert. Wenn sie die Fragen dieser Studie gewinnbringend ergänzen können, werden sie dennoch angeführt.

### Interview\_partnerinnen:

Name	Alter	Aufgewachsen in	Bildungshintergrund	Rekrutiert über
Chantal	24	Kleinstadt	Studium	Lesbenreferat einer Universität
Micha	24	Dörfliche Region	Studium	Schneeballsystem
Beate	25	Kleinstadt	Studium	Lesbenreferat einer Universität
Iris	21	Großstadt	Abitur	Beratungsstelle
Katja	24	Randgebiet einer Großstadt	Studium	<a href="http://www.lesben.org">www.lesben.org</a>
Toni	18	Großstadt	Kurz vor Abitur	Beratungsstelle
Sasha	26	Großstadt	Studium	Mailingliste
Annika	24	Randgebiet einer Großstadt	Studium	Schneeballsystem



Die Interviews wurden im Juli und August 2010 jeweils in einer von den Befragten ausgewählten Örtlichkeit durchgeführt (in ruhigen Cafés, Parks oder bei den Befragten zuhause) und dauerten 40 bis 70 Minuten. Alle Interviews verliefen in angenehmer Atmosphäre und die Interviewten zeichneten sich ohne Ausnahme durch eine ausgesprochene Mitteilungsfreude aus. Strukturiert wurden die Interviews durch einen Leitfaden und anschließend anhand der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2008) ausgewertet.

## DIE BEDEUTUNG DES INTERNETS IM QUEER-LESBISCHEN COMING-OUT

Der folgende Teil erläutert die Befunde der empirischen Studie. Dazu werden zunächst die unterschiedlichen Coming-Out-Erfahrungen der Interviewten (Kap. 5.1) und anschließend die von ihnen verwendeten Selbstbezeichnungen (Kap. 5.2) dargestellt. Kapitel 5.3 beschreibt entlang der Nutzungspraktiken Informations-, Beziehungs- und Identitätsmanagement die Art der Internetnutzung der Befragten im Laufe ihres Coming-Out. Anschließend diskutiere ich, inwiefern die Nutzung des Internets für die Interviewten eine praktische (Kap. 5.4) bzw. emotionale Ressource (Kap. 5.5) in ihrem Coming-Out darstellte. Abschließend reflektiere ich kurz über die in den Interviews angesprochenen Risiken der Internetnutzung im Coming-Out-Prozess (Kap. 5.6).

### 5.1 Das Coming-Out

Um die Bedeutung des Internets im Coming-Out-Prozess queer-lesbischer Frauen nachvollziehen zu können, ist es zunächst notwendig, ihre Coming-Out-Erfahrungen zu kennen. Ein Coming-Out-Prozess vollzieht sich immer innerhalb komplexer sozialer Zusammenhänge und vielschichtiger Lebensrealitäten, interagiert mit anderen Entwicklungsaufgaben und persönlichen Herausforderungen, hängt von verschiedensten Faktoren ab und verläuft keineswegs immer linear. Während daher jedes Coming-Out einerseits unterschiedlich erlebt wird, lassen sich andererseits oft auch Parallelen in den verschiedenen Erfahrungen erkennen. So ließen sich auch unter den acht Interviewten vier grobe Muster entlang bestimmter Erfahrungen benennen, nach denen ihr Coming-Out verlief (Kap. 5.1.1). Überraschend deutlich waren die Gemeinsamkeiten unter den Befragten in Bezug auf ihre ersten Gefühle für andere Mädchen oder Frauen, die fast alle als ähnlich ambivalent und verunsichernd erlebten. Daher erschien es sinnvoll, diese Reaktionen noch einmal im Detail und gruppenübergreifend darzustellen (Kap. 5.1.2).

Unter den Interviewten waren auch zwei Personen, die eine Art zweites Coming-Out erlebten bzw. erleben, weil sie sich mit der ihnen zugeschriebenen Identität als Frau nicht (mehr) wohlfühlen und andere Wege der Identifizierung suchen. Diese Coming-Out-Erfahrungen werden in der vorliegenden Studie zwar nicht explizit thematisiert, Äußerungen der beiden, welche die Fragestellung der vorliegenden Arbeit sinnvoll und Erkenntnis bringend ergänzen, werden aber an den entsprechenden Stellen angeführt.

#### 5.1.1 Zentrale Erfahrungen im Coming-Out

Bei der ersten Auswertung der Interviews erschienen die Coming-Out-Erfahrungen der verschiedenen Interviewpartnerinnen zunächst sehr unterschiedlich. Bei genauerem Hinschauen allerdings ließen sich Erfahrungen identifizieren, die sich in den persönlichen Coming-Out-Geschichten neben vielen anderen Erfahrungen als zentral darstellten und entlang derer ich die Coming-Out-Geschichten der Interviewten gebündelt in vier Gruppen darstelle.

##### Gruppe 1: Geheimhaltung und Coming-Out als Unmöglichkeit (Sasha)

Sasha wusste schon „von Beginn an“ (Sasha: 54) um ihre queer-lesbischen Gefühle für Frauen und nahm diese problemlos für sich selbst an. Allerdings konnte sie diese aufgrund eines ablehnenden familiären Umfelds lange nicht ausleben, sondern hielt sie bis zum Auszug aus ihrem Elternhaus geheim.

##### Gruppe 2: Schnelles Ausleben in wohlwollender Umgebung (Chantal und Toni)

Chantal und Toni nahmen nach der ersten Bewusstwerdung ihrer queer-lesbischen Gefühle diese relativ schnell für sich an. Bereits kurz danach entwickelten sie auch nach außen einen offenen und aktiven Umgang mit diesen Gefühlen.

Gruppe 3: Auseinandersetzung und Isolation (Micha, Iris und Annika)

Micha, Iris und Annika hatten zwar schon früh eine Ahnung von ihren queer-lesbischen Gefühlen, aber verdrängten diese lange und setzten sich weitestgehend ohne mit jemandem zu sprechen selbst mit diesen auseinander.

Gruppe 4: Nicht-Vorstellbarkeit queer-lesbischer Lebensweisen (Beate und Katja)

Beate und Katja hatten lange kein aktives Interesse an Männern, zogen eine queer-lesbische Lebensweise für sich persönlich aber dennoch lange Zeit nicht in Betracht.

**Gruppe 1: Geheimhaltung und Coming-Out als Unmöglichkeit (Sasha)**

Der ersten Gruppe gehört nur eine Person an. Sasha (26) zeichnet sich nicht nur durch das frühe Wissen um ihre Empfindungen gegenüber anderen Mädchen und Frauen aus, sondern vor allem durch ein problemloses und direktes Annehmen dieser Empfindungen. Seit sie etwa 13 Jahre alt war, wusste Sasha, dass sie sich nicht für Jungen, sondern für Mädchen interessiert. Diese Empfindungen anzunehmen, war für sie selbst keinesfalls mit negativen oder ambivalenten Gefühlen verbunden: „Diese ganze ‚Ich-steh-nicht-auf-Jungs-Geschichte‘ war für mich persönlich auch nie mit einer Krise verbunden.“ (Sasha: 58f.) Allerdings war ihr familiäres Umfeld „nicht wirklich supportive“ (Sasha: 59), sodass ihr von Beginn an klar war, „es muss halt einfach warten, bis ich ausgezogen bin, dann kann ich das auch leben“ (Sasha: 61). Auch wenn sie angibt, keine Krise erlebt zu haben, verlief ihr Coming-Out-Prozess durch das ablehnende Umfeld und die wahrgenommene Unmöglichkeit, ihre Gefühle ausleben zu können, nicht konfliktfrei. Mehrfach formuliert sie, dass sie „das nicht publik machen darf“ (Sasha: 99) bzw. ganz abstrakt, dass es „nicht ging“ (Sasha: 115, 124, 233, 409). Dazu lässt sich ergänzen, dass nicht nur ihre Eltern, sondern auch ihr übriges Umfeld wenig tolerant gegenüber homosexuellen Lebensweisen war (vgl. Sasha: 130–139). Die Familienmitglieder waren zwar keine streng praktizierenden Juden\_Jüdinnen, dennoch verbrachte Sasha viel Zeit in einem jüdischen Gemeindezentrum. Dort nahm sie die Atmosphäre gegenüber Homosexualität durch Äußerungen verschiedener Personen als sehr homophob wahr (vgl. Sasha: 130–139). Nur einmal sprach sie in dieser Zeit mit einer Freundin über ihre Empfindungen, die darauf sehr abwertend reagierte und sich von ihr distanzierte. Nach dieser negativen Erfahrung sprach Sasha erst nach dem Auszug aus ihrem Elternhaus wieder offen mit jemandem über ihre Gefühle.

In dieser Zeit der Isolation las Sasha lesbische Bücher aus der Bücherei, die sie allerdings vor ihrer Familie versteckte, und suchte im Internet nach lesbischen Inhalten. Sie fand damals ein Online-Magazin und eine Internetseite, die TV-Inhalte mit homosexuellem Bezug sammelte. Die TV-Sendungen nahm sie auf VHS-Kassetten auf, die sie aufwändig und verschlüsselt beschriftete, um die Art des Inhalts geheim zu halten, und schaute sie, wenn sie allein war. Obwohl Sasha zu dieser Zeit auch das Chat-Programm ICQ nutzte, ging sie nur vereinzelt in einen Chat mit anderen lesbischen Mädchen, in dem sie über „Nonsense“ chattete und der sie letztendlich nach ihren eigenen Angaben nicht sonderlich reizte. Auch Jugendeinrichtungen mit queer-lesbischen Angeboten waren damals für Sasha nicht relevant, da ihr der Besuch, während sie bei ihrer Familie lebte, unmöglich erschien und sie das Gefühl hatte, dort hinzugehen „ging halt nicht“. Insgesamt ist diese Zeit durch die Geheimhaltung ihrer Gefühle gegenüber ihrer Familie und ihrem sozialen Umfeld geprägt.

Im Rahmen eines Europäischen Freiwilligen Dienstes lebte Sasha nach ihrem Abitur und ihrem Auszug fast ein Jahr in den Niederlanden, wo sie sich schließlich gegenüber ihren Mitbewohner\_innen outete. Deren positive Reaktionen beschreibt sie als tolle Erfahrung (vgl. Sasha: 196–207). Mit Beginn ihres Studiums, das sie in einer neuen Stadt begann, ging sie schließlich relativ offen mit ihrer queer-lesbischen Identität um, fand queer-lesbische und schwule Freund\_innen, machte ihre ersten sexuellen Erfahrungen und hatte ihre erste Liebesaffäre (vgl. Sasha: 208f., 223f., 463f.).

Der Aufenthalt in den Niederlanden hatte für Sasha auch aus anderen Gründen positive Folgen. So hatte sie sich aufgrund ihres russischen Elternhauses in Deutschland immer noch fremd gefühlt und durch den Aufenthalt im Ausland nun festgestellt, „dass ich mich eigentlich schon ganz gern in Deutschland aufhalte und wohne“ (Sasha: 609). Hier wird besonders deutlich, dass es im Leben von Personen, die ein



Coming-Out erleben, immer auch andere Fragen und Faktoren gibt, die für sie relevant sind, mit denen sie sich auseinandersetzen (müssen) und die sie und ihre Selbstwahrnehmung beeinflussen.<sup>25</sup>

Ihr Coming-Out gegenüber der Mutter hatte Sasha ein paar Jahre nach Beginn des Studiums. Während sie keine Aussagen zu ihrem Vater macht, war ihre Mutter „nicht wirklich [...] begeistert“ (Sasha: 509) und versuchte, sie zu überreden, zunächst „eine heterosexuelle Familie“ zu gründen und dann weiterzuschauen. Als Sasha in den folgenden Jahren zunehmend begann, sich emotional sowie im Alltag von der ihr zugeschriebenen Geschlechtsidentität als Frau zu distanzieren und sich auch immer „burschikoser“ (Sasha: 514) kleidete, führte das zu weiteren Konflikten innerhalb der Familie, die Sasha schließlich in einem Gespräch klären wollte.<sup>26</sup> Nach Aussagen wie „Das kann doch nicht natürlich sein, das geht doch nicht und vielleicht muss man da was beim Arzt machen“ (Sasha: 542f.) von Seiten des Vaters oder dem Vorschlag ihres Bruders, weibliche Hormone zu nehmen, brach Sasha das Gespräch ab, das er zunehmend als traumatisierend wahrnahm (vgl. Sasha: 562–565). Heute beschreibt er das Verhältnis zu seinen Eltern wie folgt: „Ich halte meine Eltern oder meine Mutter lieber auf Entfernung.“ (Sasha: 587f.)

Sashas Erfahrungen scheinen vor allem durch die ablehnenden Reaktionen sowie die Angst vor diesen negativen Reaktionen in seinem familiären Umfeld geprägt zu sein, wohingegen das Annehmen der queer-lesbischen Gefühle für ihn keinesfalls mit unangenehmen oder ambivalenten Gefühlen verbunden war. Sasha ist darüber hinaus eine der zwei Interviewten, die ein zweites Coming-Out erlebten.<sup>27</sup>

## Gruppe 2: Wohlwollendes Umfeld und schnelles Ausleben (Chantal, Toni)

Die Coming-Out-Prozesse von Chantal (24) und Toni (18) sind dahingehend ähnlich, dass der Zeitraum vom Moment der Bewusstwerdung ihrer Gefühle gegenüber Frauen oder Mädchen bis hin zum Annehmen und dem aktiven Ausleben dieser Gefühle in ihrem Alltag relativ kurz war. Die Erlebnisse dahinter sind jedoch unterschiedlich.

Chantal hatte durch ihre ältere Schwester, die länger mit einer Frau zusammen war, eine Ansprechpartnerin und ein Vorbild in ihrem nahen Umfeld. Die Schwester hatte außerdem bereits mit den Eltern über ihre Beziehung gesprochen, die darauf sehr positiv reagierten. So konnte Chantal sich mit dem Gedanken, sich für Frauen zu interessieren, langsam und in positiver Atmosphäre anfreunden. Auch wenn sie zu Beginn der Meinung war: „Für mich wär' das nichts.“ (Chantal: 43), verliebte sie sich wenig später in eine Klassenkameradin der Schwester, mit der sie begann, über Instantmessenger zu kommunizieren. Aus dem Chat entwickelte sich kein weiterer Kontakt außerhalb des Internets. Vorher hatte Chantal sich ab und zu über den Account ihrer Schwester bei Lesarion eingeloggt, um sich dort umzuschauen und mitzulesen. Als sie kurz danach ihre erste Freundin kennenlernte – eine Klassenkameradin –, verlor sie das Interesse an Lesarion. Mit ihrer Freundin führte sie mehrere Jahre eine Liebesbeziehung, die sie aufgrund der befürchteten Reaktionen der Familie ihrer Partnerin über Jahre hinweg geheim halten mussten (vgl. Chantal: 102–118). Als die eigenen Eltern sie auf die verheimlichte Beziehung ansprachen, outete sie sich ihnen gegenüber, worauf diese sehr unterstützend reagierten. In dieser Zeit gingen Chantal und ihre Partnerin auch gemeinsam mit der großen Schwester und deren Freundin auf queer-lesbische Frauenpartys, über die sie sich im Internet informierten. Außerdem suchte sie im Internet nach Informationen zu Sexpraktiken, über die sie sich schlecht informiert fühlte.

Zu ihrer eigenen Homosexualität hatte sie trotz des Zwangs zur Geheimhaltung ein positives Verhältnis:

*„Eigentlich hat es mir sogar noch ein bisschen mehr Selbstsicherheit gegeben. [...] Vielleicht auch dadurch, dass man so was Geheimes hatte, irgendwas, was nur von einem selber war.“ (Chantal: 187–189)*

Auch Toni konnte auf ein unterstützendes oder zumindest nicht ablehnendes familiäres Umfeld zählen. Ihr Coming-Out begann etwa im Alter von 16 Jahren mit einer ersten romantischen Erfahrung mit einer Frau, die direkt in ihre erste Beziehung mündete. Damit fiel ihr „innerliches Coming-Out“ (Toni: 48) zeitlich mit ihrer „ersten Beziehung“ (Toni: 49) zusammen, wie sie selbst formulierte. Zwar hatte sie etwa ein Jahr vorher, inspiriert von dem Charterfolg „I kissed a girl“ der Sängerin Katy Perry schon darüber

<sup>25</sup> Die Fokussierung auf queer-lesbische Aspekte in der Forschungsarbeit bedeutet daher einerseits eine Verkürzung. Andererseits ist die Reduktion auf den Aspekt queer-lesbisch für die Forschungsarbeit erforderlich sowie dienlich, da sie einen klaren Rahmen der Untersuchung absteckt. Andere Herangehensweisen wählen einen Zugang, der versucht, Mehrfachzugehörigkeiten und -identitäten von Personen explizit zu berücksichtigen (siehe hierzu etwa die Kampagne und Studie von LesMigraS (2012a und 2012b)).

<sup>26</sup> Da Sasha ab diesem Punkt begann, sich nicht mehr als Frau zu sehen und zu fühlen, wird in den weiteren Ausführungen zum Coming-Out von Sasha als „er“ gesprochen. In der Ergebnispräsentation, die sich größtenteils auf Sashas Coming-Out als queer-lesbische Frau bezieht, bleibt das Pronomen weiblich, während an Stellen, die seine Erfahrungen nach der Distanzierung von der weiblichen Identität betreffen, wieder das männliche Pronomen benutzt wird.

<sup>27</sup> In seinem zweiten Coming-Out bezeichnet sich Sasha als „gender-queer“. Dieser Ausdruck impliziert, dass das gelebte Geschlecht nicht dem bei der Geburt zugeschriebenen entsprechen muss und sich insgesamt jenseits der Binarität Mann und Frau bewegen kann. Die Entscheidung für diese Bezeichnung ist dabei laut Sasha maßgeblich durch YouTube-Videos anderer Personen inspiriert, die sich mit dieser Bezeichnung identifizieren.

nachgedacht, wie es mit Frauen sein könnte (vgl. Toni: 45f.), diese Gedanken aber danach „vergraben“ (Toni: 46). Zu Beginn ihrer Beziehung war Toni zwar „reichlich überfordert“ und fühlte sich „ein bisschen so, irgendwie finde ich lesbisch sein jetzt nicht so toll“ (Toni: 220f.). Dennoch ging es nach dieser Beziehung „nur noch zum weiblichen Geschlecht“ (Toni: 103).

Durch einen unvorsichtigen Kommentar bei Facebook wurde ihre Beziehung nach kurzer Zeit öffentlich, sodass sie sich in der Schule auf Nachfragen ihrer Mitschüler\_innen direkt outete. Sie bestätigte vor diesen, dass der Kommentar von ihrer Freundin komme, und erklärt in dem Interview: „Dann war das auch irgendwie nicht so das Problem“ (Toni: 115). Vielmehr erklärt sie, die lange eine Außenseiterin an ihrer Schule war, ihr Leben habe erst mit dieser ersten Beziehung richtig begonnen, „weil ich einfach schon mal einen Teil von mir kennengelernt hab und so ein bisschen wusste, was ich will.“ (Toni: 159). Diese Aussage von Toni verweist darauf, dass ein Coming-Out zwar Herausforderungen birgt, aber immer auch positive und bestärkende Elemente beinhaltet. Auch ihrer Mutter erzählte Toni bereits zwei Monate nach Beginn der Beziehung von ihrer Freundin, ihrem Vater erst viel später. Ihre Mutter habe es „sehr sehr positiv aufgenommen“ (Toni: 109), während ihr Vater zunächst meinte, sie solle sich ausprobieren, und es anschließend „so einigermaßen angenommen“ (Toni: 137) habe.

Nachdem ihre dreimonatige Beziehung zu Ende war, habe sie etwas Zeit zum „Verdauen“ (Toni: 219) gebraucht. In dieser etwa drei- bis viermonatigen Phase habe sie viel Zeit im Internet verbracht und unter anderem im Girls-Only-Chat von *Knuddels* geschaut: „Wie ticken andere?“, allerdings keine relevanten Kontakte geknüpft, die sie außerhalb des Internets fortführte. Schließlich nahm sie Kontakt zu verschiedenen lesbischen Beratungseinrichtungen auf, wodurch sie das Interesse an den Chats verlor.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Chantal und Toni erstens beide ein relativ unterstützendes familiäres Umfeld hatten und zweitens sehr schnell eine Beziehung eingingen und so bereits zu Beginn ihres Coming-Out erste Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen hatten. Toni ist darüber hinaus die zweite Person, die sich zum Zeitpunkt des Interviews nicht (mehr) als Frau versteht, sondern als „heterosexueller, schwuler Trans\* Mann“ (Toni: 516) bezeichnet.

### **Gruppe 3: Auseinandersetzung und Isolation (Micha, Iris, Annika)**

Micha, Iris und Annika wurden sich in ihren Teenagerjahren auf verschiedene Weisen bewusst, dass sie sich für Frauen interessieren. Micha (24) hatte mit 14 Jahren eine aufregende Erfahrung mit einem anderen Mädchen im Urlaub (vgl. Micha: 45, 428–433), Iris (21) verliebte sich mit etwa 18 Jahren in eine gute Freundin (vgl. Iris: 41f.) und Annika (24) las mit etwa 15 Jahren ein Buch mit lesbischen Inhalten, das ihr „viel zu gut gefallen hat“ (Annika: 157f.). Nach dieser ersten Vorahnung erklären jedoch alle, diese Gefühle „verdrängt“ (Iris: 41; Annika: 21) zu haben bzw. sich „in das heterosexuelle Leben geflüchtet“ (Micha: 47) zu haben. Als Gründe dafür gibt Annika an, dass queer-lesbische Gefühle zu haben, „irgendwie ganz schlimm und gefährlich sein sollte und das eben nicht so sein durfte“ (Annika: 158f.). Micha erklärt:

*„dass das irgendwie nicht cool ist [...], vielleicht nichts Schlimmes, aber irgendwie schon komisch [...] und ja, dass ich das auch nicht will, weil niemand von meinen Freundinnen war irgendwie ... oder hat sowas je gesagt“ (Micha: 53–55).*

Bei Annika dauerte es drei Jahre, bis sie sich selbst gegenüber ihre Gefühle offen eingestand (vgl. Annika: 22f.). Ausschlaggebend dafür war, wie auch bei Iris, dass sie sich verliebte und „es dann nicht mehr zu verdrängen war“ (Iris: 40). Iris machte, nachdem sie sich über ihre Gefühle klar geworden war, diese noch lange mit sich selbst aus, weil sie solche Sachen erst mal für sich selber kläre, ehe sie da anders mit umgehen könne (vgl. Iris: 91f.). Nach etwa einem Jahr erzählte sie ihrer besten Freundin davon, die darauf sehr positiv reagierte. Von dem Zeitpunkt an erweiterte sie den Kreis derer, mit denen sie über ihre Gefühle sprach, bis sie schließlich an einen Punkt gelangte, an dem sie dachte:

*„Warum rede ich da nicht einfach offen drüber und warum erzähle ich es manchen Menschen nicht und manchen schon? Dann dachte ich mir, gut, dann soll das jetzt halt jeder wissen und das war auch eine unglaublich gute Entscheidung dann letztendlich.“ (Iris: 347–350)*

Kurze Zeit später recherchierte sie über das Internet Einrichtungen mit Beratungsangeboten für junge Lesben und suchte den Kontakt. In der Zeit, während sie ihre Gefühle für sich behielt, stellte das Internet für Iris eine wichtige Informationsquelle und Instrument der Auseinandersetzung dar. Sie recherchierte vor allen Dingen queer-lesbische Filme, die sie sich allein anschaute. Auch Annika gibt an, sie habe lange „sehr wenig mit Leuten darüber gesprochen bzw. erst, als ich mir selber schon verhältnismäßig sicher war“ (Annika: 128–130). In dieser Zeit las sie einerseits Bücher mit lesbischen Geschichten und fand andererseits im Internet Kommunikationsplattformen für lesbische oder bisexuelle Frauen, deren Inhalte sie las – ohne allerdings selbst zu schreiben oder Kontakte zu anderen aufzunehmen. Micha begann demgegenüber relativ früh viel mit ihrem damaligem Freund über ihre Gefühle für Frauen zu sprechen. Zwar wollte sie, wie sie selbst sagt, zunächst nicht lesbisch sein, aber setzte sich dennoch mit dem Thema auseinander. Sie bestellte lesbische Bücher im Internet und las Fortsetzungsromane auf lesbischen Internetseiten. Schließlich sammelte sie nach der ersten Urlaubserfahrung, die sie mit 14 Jahren hatte, weitere sexuelle Erfahrungen und hatte mit etwa 16 Jahren ihre erste Freundin. So erfuhr auch ihr Freundeskreis davon, in dem sie sich schließlich ohne negative Reaktionen outete. Um über ihren (heterosexuellen) Freund\_innenkreis hinaus neue Kontakte zu queer-lesbischen Frauen knüpfen zu können, nutzte Micha die Online-Plattform Lesarion, über die sie aktiv Personen anschrieb. In einem Fall entwickelte sich ein intensiver E-Mail-Austausch über Fragen rund ums Coming-Out. Diese online-etablierte Freundschaft besteht bis heute und über das Internet hinaus. Wie Micha hatte auch Annika während ihrer Schulzeit ihre erste Freundin, die sie auch zum Abschlussball nach ihrem Abitur mitnahm, was ihren Eltern „gar nicht gefallen hat“ (Annika: 204). Später hätten sie „es dann doch akzeptiert“ (Annika: 205). Während Iris zum Zeitpunkt des Interviews (noch) nicht mit ihren Eltern über ihre queer-lesbischen Gefühle gesprochen hatte, reagierten die Eltern von Micha unterschiedlich. Für ihre Mutter „war das auch überhaupt kein Problem“ (Micha: 248), wohingegen sie von ihrem Vater und ihrer Stiefmutter beschimpft und abgewertet wurde (vgl. Micha: 163–178).

Für Micha wie auch für Annika bedeutete der Umzug<sup>28</sup> in eine andere Stadt nach der Schule einen entscheidenden Einschnitt:

*„Also, so richtig wohl hab ich mich dann tatsächlich mit mir gefühlt, als ich nach [Name der Stadt] gezogen bin. [...] Das war dann auch nicht mehr so ein Outing-Prozess, einfach weil ich von Anfang an davon erzählt habe und da kam ich dann auch relativ selten in komische Situationen, weil ich das mit solcher Selbstverständlichkeit erzählt hab.“ (Micha: 236–243)*

Auch Annika gibt an, den Umzug als befreiend erlebt zu haben:

*„Dann war es ganz gut, dann hatte man hier eh eine frische Umgebung, da musste man nicht den Eltern erklären, auf welche Partys man wann, wie, wo geht oder mit wem man sich trifft.“ (Annika: 205–207)*

Im Kontext ihrer Umzüge nutzten Micha und Annika das Internet, um queer-lesbische Orte zu recherchieren und Kontakte mit queer-lesbischen Personen im neuen Wohnort zu knüpfen.

Micha, Iris und Annika, so lässt sich resümieren, erlebten alle eine relativ lange Zeit der Isolation, wobei Annika und Iris lange mit niemandem über ihre Gefühle sprachen. Micha hatte hingegen ihren damaligen Freund als Gesprächspartner. Während bei Micha und Annika eine Zeit folgte, in der sie Liebesbeziehungen mit Frauen eingingen, begann Iris zunächst mit ihrem Freund\_innenkreis über ihre Gefühle zu sprechen, ohne dass bisher Kontakte zu anderen queer-lesbischen Frauen eine zentrale Rolle spielten. Micha und Annika beschreiben darüber hinaus ihren Umzug in eine andere Stadt als befreiend.

#### **Gruppe 4: Nicht-Vorstellbarkeit queer-lesbischer Lebensweisen (Beate, Katja)**

Beate (25) und Katja (24) hatten beide in ihrer Jugend keine nennenswerten romantischen Kontakte mit Männern, zogen aber dennoch lange nicht konkret in Erwägung, sich für Frauen zu interessieren. Katja begann schließlich mit 21 Jahren und Beate mit 24 Jahren, aktiv ihren Gefühlen für andere Frauen nachzugehen. Beate hatte mit 14 oder 15 Jahren zwar einen Freund, „weil die anderen aus meiner

<sup>28</sup> Der Auszug bei den Eltern und Umzug in einen anderen Ort wird auch in der Literatur als für einige Personen wichtiger Schritt im Coming-Out-Prozess beschrieben (vgl. Wolf 2004: 100).

Freundesclique schon einen hatten“ (Beate: 66f.) und sie nicht „blöd“ (Beate: 68) dastehen wollte. Während der Beziehung wurde ihr allerdings bewusst, dass sie eigentlich gar kein Interesse hatte, mit einem Jungen eine Beziehung zu führen (vgl. Beate: 71–81). Ab diesem Zeitpunkt konzentrierte sie sich auf ihre Freundschaften:

*„Dass ich jetzt an Frauen interessiert bin, ist mir damals noch nicht aufgefallen. Ich hab’ dann einfach gesagt, ich möchte jetzt meine Freundschaften pflegen und hab’ das auch gemacht und dann beieinander übernachtet, shoppen gegangen, so dieses übliche Zeug.“ (Beate: 78–81)*

Abgesehen von diesem ersten Erlebnis von Beate mit einem Jungen erlebten Katja und Beate die Zeit ihrer Jugend beide ohne jegliche körperlich-sexuellen Erfahrungen mit Männern oder mit Frauen. Auf die Frage, wie sie dies damals empfanden, erläutert Beate, früher gedacht zu haben,

*„das kommt vielleicht auch noch oder es kommt eben auch nicht, weil es gibt ja auch die Asexuellen. Ich hatte schon das Gefühl, das kommt nochmal, aber jetzt momentan nicht“ (Beate: 148–150).*

Auch Katja dachte damals, „das kann ja noch kommen“ (Katja: 750). Das Umfeld von Katja reagierte auf die fehlenden Kontakte zu Männern mit Verkopplungsversuchen, auf die sie z. T. auch einging (vgl. Katja: 744–758). Rückblickend fällt ihr auf, sich schon immer sehr für bestimmte Mädchen oder Frauen interessiert zu haben, was sie jedoch nie als sexuelles oder romantisches Interesse deutete. Obwohl Beate und Katja beide queer-lesbische Lebensentwürfe kannten und gleichzeitig kein Interesse an Männern hatten, zogen sie zu diesem Zeitpunkt für sich selbst nicht in Erwägung, queer-lesbisch zu leben (vgl. Beate 71–81; Katja: 481–486). Beate hatte sogar eine enge Schulfreundin, die lesbisch war und Beziehungen mit Frauen führte. Dies habe sie zum damaligen Zeitpunkt „als interessant wahrgenommen. Aber nicht als etwas, was ich jetzt unbedingt auch machen wollte“ (Beate: 90f.). Katja interessierte sich schon mit 15 oder 16 Jahren für Bücher mit lesbischen Inhalten, suchte im Internet nach lesbischen Geschichten und lief auf dem Umzug des *Christopher Street Day* mit (vgl. Katja: 201–206, 471–473, 481–484). Möglicherweise selbst lesbisch zu sein, zog Katja dennoch nicht in Betracht.

Auf die Frage danach, was sie glaubt, woran das lag, erläutert Katja: „[Ich habe] das nicht so auf mich bezogen“ (Katja: 481). Später im Interview erläutert sie außerdem, starke Vorurteile gegenüber Lesben gehabt zu haben, die sie sich lange Zeit als sehr männliche Frauen bzw. „Mannsweiber“ vorstellte – ein Erscheinungsbild, mit dem sie sich selbst nicht identifizierte. Beate stellte sich zwar die Frage, ob Frauen für sie interessant sein könnten, unternahm allerdings keine aktiven Versuche, diese Gedanken umzusetzen. „Mein offizielles Coming-Out in meinem Freundeskreis hatte ich teilweise schon in den Jahren um 17, wo mir klar wurde, ich steh nicht nur auf Männer. Aber so richtig angekommen ist das, glaube ich, auch erst seit letzten Oktober [2009], weil das vorher so extrem abstrakt war.“ (Beate: 125–128) Sie sah sich keinesfalls als lesbisch, womit sie starke Klischees verband. Damals sprach sie stattdessen von sich als bi, während sie gleichzeitig keine Lust hatte, „eine Beziehung oder was Körperliches anzufangen“ (Beate: 97f.). Durch mehr oder weniger zufällige Kontakte zu anderen queer-lesbischen Frauen auf der Fan-Plattform einer TV-Serie lernte Beate später andere queer-lesbische Frauen kennen und begann, diese Lebensweise auch für sich in Betracht zu ziehen. Für Katja kam die Einsicht, dass sie sich auch auf sexueller und romantischer Ebene für andere Frauen interessieren könne, demgegenüber eher „erkenntnisartig“ (Katja: 142), als eine Freundin sie darauf hinwies, dass ihre Gefühle für eine andere Frau möglicherweise mehr als nur freundschaftliche Gefühle sein könnten.

Diese Prozesse erlebten beide im Rahmen eines familiären Umfelds, von dem sie wussten, dass es gleichgeschlechtlichen Lebensweisen eher ablehnend bis feindlich gegenüber stand. Beates Mutter war eine Zeit lang sehr religiös und trat damals aus homophoben Gründen aus ihrer evangelikalen Kirchengemeinde aus, „weil sie nicht wollte, dass der schwule Pfarrer da beschäftigt ist. Damals hab ich das nicht so krass gesehen, aber das ist für mich mit so ein Grund letztlich, warum ich lange Zeit da nicht dran gedacht hab’ dass ich jetzt da mit betroffen sein könnte, weil das hätte ja auch irgendwas bedeutet, wenn ich jetzt auch gesagt hätte, Mama, ich bin lesbisch.“ (Beate: 188–192)

Auch Katja nahm bei ihren Eltern eine ablehnende Haltung wahr. Als Beispiel gibt sie an, dass ein Buch, in dem schwule Jungen vorkamen, von ihrem Nachttisch verschwunden sei, obwohl ihre Eltern sie insge-

samt immer in ihrem Lesen unterstützt hätten (vgl. Katja: 516–521, 196–201). Wahrscheinlich damit zusammenhängend entwickelten Beate und Katja beide sehr starke Vorurteile gegenüber queer-lesbischen Personen, die sie aber später durch den Zugang zu Informationen oder Kontakten im Internet abbauen konnten (vgl. Kap. 5.5.2).

Zusammenfassend hatten Katja und Beate in ihrer Jugend lange kein Interesse an Männern. Dennoch war eine queer-lesbische Lebensweise für sie selbst nicht vorstellbar.

Die acht Interviewten erlebten also sehr verschiedene Coming-Out-Prozesse. Während sie sich in den konkreten Erfahrungen, den Reaktionen des Umfeldes, in der Dauer des Prozesses etc. unterschieden, durchliefen alle ambivalente bis unangenehme Empfindungen, die im folgenden Kapitel ausführlich dargestellt werden, um die (emotionalen) Herausforderungen im Coming-Out deutlich zu machen. Es werden aber auch positive Elemente thematisiert.

### 5.1.2 Coming-In: Eigene Reaktionen auf erste queer-lesbische Gefühle

In den Ausführungen des vorherigen Kapitels ist deutlich geworden, dass einige der Befragten ihre Gefühle aktiv verdrängten oder aber eine queer-lesbische Lebensweise lange Zeit für sich selbst nicht in Betracht zogen. Gründe dafür sind in den zahlreichen explizit oder implizit geäußerten Ängsten gegenüber der Vorahnung, selbst queer-lesbisch zu sein, gegenüber queer-lesbischen Lebensentwürfen im Allgemeinen sowie gegenüber möglichen Reaktionen aus dem Umfeld zu suchen. Der erste Teil dieses Kapitels beschreibt die eigenen emotionalen Reaktionen der Interviewten auf ihre ersten queer-lesbischen Gefühle, die bei fast allen ambivalent bis negativ waren. Abschließend werden darüber hinaus positive Empfindungen der Befragten in ihrem Coming-Out beschrieben, die damit zusammenhängen, „es“ endlich für sich zu wissen oder endlich öffentlich ausleben zu können.

Vier Befragte gaben explizit an, ihre Gefühle verdrängt (vgl. Iris: 41; Annika: 21) bzw. „vergraben“ (Toni: 46) oder sich in das „heterosexuelle Leben geflüchtet“ (Micha: 47) zu haben. Beate beschreibt, sie habe es nicht „wahrhaben“ (Beate: 116) wollen, und Annika erläutert, immer wenn sie „irgendeinen Typen gutaussehend“ (Annika: 183) fand, gedacht zu haben: „Zum Glück bin ich nicht lesbisch!“ (Annika: 184) Diese Verhaltensweisen implizieren die verinnerlichten negativen Einstellungen gegenüber gleichgeschlechtlichen Begehrensstrukturen (vgl. Kap. 2.2), die sich auch in dem ambivalenten Empfinden, „anders“ zu sein und „nicht reinzupassen“, äußerten. In Tonis Äußerung zeigt sich darüber hinaus, wie diese mit dem fehlenden Wissen über gleichgeschlechtliche Lebensweisen zusammenhängen:

*„Ich kannte halt nur diese Heterowelt, Gott schuf den Mann und die Frau und es war halt für mich was komplett Neues [...]. Das hat mich irgendwie gestört, dass ich nicht in dieses Bild mit reinpasse.“ (Toni: 231–233)*

Gleichzeitig sind in den Interviews Momente herauszulesen, in welchen die Befragten aus dem Grund, nicht „anders“ sein zu wollen, einen psychischen Druck empfanden, heterosexuell handeln und leben zu müssen. Dazu gehören vor allem die ersten (hetero-)sexuellen Erfahrungen sowie der Austausch darüber unter Freundinnen: „Ich wollte auch mit meinen Freundinnen über Freunde sprechen und so was“ (Micha: 436f., vgl. auch Micha: 129f.). Katja spricht sogar von einem Freund als Statussymbol, das als Muss zu erfüllen war (vgl. Katja: 167f.). Auch Beate beschreibt, ihre erste und einzige Beziehung zu einem Jungen eingegangen zu sein, um in ihrem Freundeskreis dazuzugehören:

*„Das kam nur deswegen, weil die anderen aus meiner Freundesclique alle schon einen Freund hatten und ich dachte, das ist jetzt irgendwie blöd. Ich glaube, das gehört so dazu, wollte ich dann auch einen haben.“ (Beate: 66–68)*

Diesen Erwartungen nicht zu entsprechen oder nicht entsprechen zu wollen, führte außerdem zu einem vielfach formulierten Gefühl, „komisch“ zu sein (Chantal: 79; Micha: 389, 403, 428; Beate: 564; Sasha: 758<sup>29</sup>; Toni: 221). Für Chantal war „komisch“ dabei nicht explizit negativ konnotiert: „Also erst mal fand

<sup>29</sup> Bei Sasha bezieht sich diese Aussage auf die Erfahrungen mit dem ersten (lesbischen) sowie dem zweiten (genderqueeren) Coming-Out und den dazugehörigen Gefühlen.

ich es komisch. Aber komisch ist ja so ein weiter Begriff. Also zu keiner Zeit so abstoßend.“ (Chantal: 79f.) Alle anderen Befragten empfanden dieses „komisch“ dagegen als unangenehm oder beängstigend. Annika erinnert sich, dass sie „ein ganz stark negatives Bild davon hatte, dass es irgendwie ganz schlimm und gefährlich sein sollte, und das eben nicht so sein durfte.“ (Annika: 158f.) Weiter überlegt sie: „Obwohl ich mich überhaupt nicht so richtig erinnern kann, das Wort lesbisch irgendwie vorher schon mal gehört zu haben oder auch nicht“ (Annika: 159f.). Toni formuliert die damaligen Gefühle etwas lockerer: „Irgendwie finde ich lesbisch sein jetzt nicht so toll“ (Toni: 220f.), während Micha weiter ausführt:

*„Das war halt viel mit Angst und das selbst zwar für sich wissen, aber ich wollte nicht lesbisch sein. Ich wollte es einfach nicht. Ich hatte keine Lust drauf. Ich fand das doof. Ich wollte nicht anders sein. Ich wollte auch mit meinen Freundinnen über Freunde sprechen und so was.“ (Micha: 433–436)*

Neben einer abstrakten Angst wird in diesen Äußerungen deutlich, wie negativ dieses „anders“ sein, dieses „nicht reinzupassen“ oder auch das Gefühl, „komisch“ zu sein, empfunden wird. Ein Abweichen von der Norm und das Infragestellen der heterosexuellen Matrix (vgl. Kap. 2.2) wird in den Äußerungen der Befragten als nicht erstrebenswert oder sogar als bedrohlich beschrieben.

Einige Interviewte formulieren Vorurteile gegenüber queer-lesbischen Frauen gehabt zu haben, in denen sie aufdringliche, männlich auftretende und aussehende Frauen vor Augen hatten. Beate gibt an, vor dem Kennenlernen queer-lesbischer Personen im Internet (vgl. Kap. 5.2) ein ganz stark vorurteilsbehaftetes Bild von Lesben gehabt zu haben:

*„Die Lesbe jetzt mehr so Richtung Kampflésbe, voll männlich gekleidet, einen Bürstenhaarschnitt, tritt immer auf wie ein Mann. Das ist überhaupt nicht mein Ding. Das ist auch nicht der Typ Frau, zu dem ich mich hingezogen fühle“ (Beate: 263–266).*

Auch Katja hatte genau wie Beate ein sehr vorurteilsbeladenes Bild von queer-lesbischen Frauen und dachte, diese seien vor allen Dingen „männliche“ Frauen (vgl. Katja: 531f.). Dadurch konnten sich Katja und Beate beide nicht mit einer queer-lesbischen Lebensweise identifizieren. Entweder ordneten sie ihre Gefühle nicht als solche ein (Katja: 123–128) oder sie bezeichneten sich als bi, verfolgten ihre Bedürfnisse jedoch nicht aktiv (Beate: 88–100, 151–157).

Eine weitere Interviewpartnerin, die diese Klischees ansprach, war Iris:

*„Das erste Bild, was einem meistens in den Kopf kommt, sind eben relativ maskuline Frauen, die aufdringlich sind, und solche Dinge. Das stimmt halt nicht. Oder Leute, die sich mit ihren Gebärden und allem Drum und Dran nach außen projizieren. Leute, die mit ihrem Gehabe und so weiter versuchen, das die ganze Zeit zu zeigen.“ (Iris: 388–393)*

Während Iris ihre Vorurteile offensichtlich relativ schnell als unrealistisch identifizieren und überwinden konnte, betonten Beate und Katja, wie sie durch ihre klischeehaften Vorstellungen in der Auslebung ihrer Gefühle für Frauen gehemmt wurden.

Auch wenn nicht alle Befragten explizit diese Vorurteile äußerten, ist davon auszugehen, dass sie zumindest implizit auf alle, die sich im negativen Sinne „komisch“ und „anders“ fühlten, wirkten. Das zeigt auch die Angst davor, entdeckt zu werden, die viele Interviewte beschrieben. Diese Angst wurde vor allem auch von denjenigen formuliert, die nicht explizit äußerten, sie hätten sich komisch gefühlt, sodass *alle* Befragten sich entweder komisch fühlten oder aber Angst davor hatten, entdeckt zu werden. Micha achtete beispielsweise penibel darauf, dass ihre Buchbestellungen per Internet keine auffällig lesbischen Titel enthielten (vgl. Micha: 274–280). Katja hatte die Befürchtung, von ihren Eltern beim Surfen im Internet entdeckt zu werden (vgl. Katja: 508–512). Wie weit die Angst bei Annika ging, zeigt sich darin, dass sie verstärkt darauf achtete, auffällige Seiten nicht als Favoriten zu speichern und ihre Browserhistory zu löschen, obwohl sie ihren eigenen Computer besaß (vgl. Annika: 60–62). Sasha versteckte nicht nur ihre lesbischen Bücher (vgl. Sasha: 156–158), sondern speicherte die von ihr besuchten Seiten mit

homosexuellem Bezug ebenfalls nie als Lesezeichen. Nach einem durchdachten System versteckte sie alle Informationen, die sie zu homosexuellen Themen fand und speicherte, vor ihrer Familie:

*„Ich hatte auf dem PC einen Ordner, der irgendwie in ca. 15 Ordnern drin war, wo immer unterschiedliche Namen waren, so ganz weit versteckt, dass man sich echt so ganz lange durchklicken musste“ (Sasha: 313–315).*

Einerseits hatte sie das Bedürfnis, diese Informationen zu sichern, „damit sie bloß nicht verloren gehen“ (Sasha: 320), andererseits unternahm sie große Anstrengungen, verschiedene Informationen, ob Links von Internetseiten, Bücher oder auf Video aufgenommene TV-Sendungen, zu verstecken.

*„Und dann standen bei mir immer so meine Kassetten [mit Videoaufnahmen von TV-Sendungen mit homosexuellem Bezug] rum, wo auch niemand ran durfte und die waren auch mit kryptischen Zeichen mit V18 oder so beschriftet, damit bloß niemand weiß, was drauf ist, und ich hatte dann ganz woanders einen Zettel, wo das genau drauf stand. Wenn ich dann mal allein zu Hause war, hab ich mir das angeschaut.“ (Sasha: 280–284)*

Die Angst davor, dass die queer-lesbischen Interessen entdeckt werden, zeigt sich auch in Sashas Antwort auf die Frage, ob sie queer-lesbische Jugendeinrichtungen kannte oder besucht habe: „Ich hätte es, glaube ich, ganz gerne gemacht, aber es ging halt nicht.“ (Sasha: 123f.) Sie hätte nicht gewusst, wie sie diese Besuche gegenüber ihren Eltern hätte vertuschen sollen, und ein Outing vor ihren Eltern schien ihr zu diesem Zeitpunkt (noch) unmöglich.

Die Energie, mit der die befragten Personen z.T. ihre Gefühle vor anderen verheimlichten, zeigt ihre große Angst vor den Reaktionen aus ihrem direkten Umfeld. Die Angaben von Annika, die sogar an ihrem eigenen Computer alle Spuren ihrer queer-lesbischen Interessen entfernte, können außerdem auf die Verinnerlichung homophober Normen und die abstrakte Angst vor gesellschaftlichen Sanktionen verweisen. Diese Verinnerlichung findet sich auch bei Beate und Toni wieder, die betonen, dass es an einem bestimmten Punkt in ihrem Coming-Out nicht mehr so sehr um die Frage gegangen sei, was andere über queer-lesbische Lebensweisen denken würden, sondern vielmehr darum, was sie selbst darüber gedacht haben. „Da war ich, glaube ich, mehr noch auf dem Stand, dass es für andere Leute schon in Ordnung ist, aber für mich jetzt vielleicht nicht unbedingt.“ (Beate: 310f.) Toni bringt es auf den Punkt: „Irgendwie hatte niemand ein Problem damit außer ich“ (Toni: 232). Um diesem Gefühl entgegenzuwirken, suchte Beate über Beratungseinrichtungen den Kontakt zu anderen queer-lesbischen Personen. Als Grund gibt sie an: „Ich dachte damals, dass es mir helfen würde, das für mich auch selber in Ordnung zu finden.“ (Beate: 309f.)

Ähnliche Überlegungen finden sich auch bei Iris:

*„Ich glaube, ich hab mir persönlich selbst viel Druck gemacht, weil ich arge Probleme hatte, weil ich niemand anderes kannte, dem es so ging, und auch nicht genau wusste, auf wen ich da zugehen könnte, um mal darüber zu sprechen. Hätte es andere Leute in meinem Freundeskreis gegeben, mit denen man mal darüber hätte reden können, weil es ihnen ähnlich geht, wäre es, glaube ich, sicherlich wesentlich einfacher gewesen.“ (Iris: 82–87)*

Sie spricht dabei gleichzeitig das Problem der fehlenden Ansprechpartner\_innen an, welches bei einigen befragten Personen zu einer (gefühlten) sozialen Isolation hinsichtlich ihrer queer-lesbischen Gefühle führte. Sasha erzählt, „ich wusste, ich konnte nicht mit meinen Eltern darüber reden oder mit irgendwelchen anderen Menschen.“ (Sasha: 87f.) Bei Sasha dauerte diese Isolation bis zum Auszug bei ihren Eltern, sodass von der Bewusstwerdung ihrer lesbischen Gefühle bis zum Zeitpunkt des Mitteilens und Auslebens ihrer Gefühle fast zehn Jahre vergingen.

Trotzdem versuchten auch die Interviewten, die eine lange Zeit der Verdrängung durchlebten und sich hinsichtlich ihrer queer-lesbischen Gefühle allein fühlten, nicht, auf potenzielle Ansprechpartner\_innen zuzugehen – sei es online oder offline – oder sich diese zum Beispiel in Form von queer-lesbischen Jugendangeboten aktiv zu suchen. Katja überlegt dazu rückblickend:

*„Meinen [schwulen] Lehrer hätte man ansprechen können. Aber ansonsten hätte ich gar nicht gewusst, wen ich hätte ansprechen sollen. Also meine Eltern auf jeden Fall nicht. Meine Lehrer wären auch die letzten gewesen. Gut, meine Freundin vielleicht. Aber so ein schwul-lesbisches Jugendangebot hab ich keine Ahnung von, weiß ich nicht.“ (Katja: 399f.)*

Auch Annika meint, sie habe queer-lesbische Jugendangebote in der frühen Phase ihres Coming-Out (noch) nicht genutzt, sondern sich lieber alleine über Bücher und das Internet mit der Thematik auseinandergesetzt (vgl. Annika: 120). Teilweise seien queer-lesbische Angebote aber auch, wie Iris erläutert, damals von ihr einfach nicht gesehen worden:

*„Das [queer-lesbische Jugendangebot] habe ich zu dem Zeitpunkt einfach noch nicht wahrgenommen, weil ich das Gefühl hatte, dass ich solche Sachen erst mal für mich selber klären muss, ehe ich da anders mit umgehen kann.“ (Iris: 90–92)*

Wie bei Iris drückt sich die gefühlte Isolation auch bei anderen Befragten darin aus, dass sie ihre Gefühle sehr lange mit sich selbst ausmachten, bevor sie mit anderen Personen das Gespräch suchten (vgl. Katja: 391; Annika: 129f.; Sasha: 780f.). Beate und Katja äußern zwar nicht explizit, sie hätten ihre Gefühle erst mit sich selbst ausgemacht, bevor sie mit jemandem gesprochen hätten. Ihre Coming-Out-Geschichten zeigen rückblickend allerdings, dass sie praktisch genau dies getan haben. Mit dem einzigen Unterschied, dass ihre Art der Verdrängung und Auseinandersetzung mit dem Thema nicht bewusst geschah. Beide hatten Kontakt zu queer-lesbischen Personen und Inhalten oder suchten diesen Kontakt sogar, aber zogen diese Lebensweise dennoch nicht für sich selbst in Erwägung (vgl. Kap. 5.1.1, Gruppe 4). Besonders für Katja scheint relevant gewesen zu sein, dass sie einfach keine Vorstellung von queer-lesbischen Lebensweisen bzw. vorurteilsgeprägte Vorstellungen hatte (vgl. Katja: 559–567 sowie Kap. 5.5.3).

Der Aspekt, sich eine queer-lesbische Lebensweise nicht vorstellen zu können, wiederholt sich auch bei anderen Interviewten. Chantal erklärt beispielsweise: „Also, ich konnte mir das nicht so richtig vorstellen. Wie man das irgendwie denken könnte.“ (Chantal: 80f.; vgl. auch Toni: 65f.) Mit dieser Unvorstellbarkeit geht auch das bereits in Kapitel 2.4 thematisierte fehlende Wissen über konkrete Aspekte queer-lesbischen Lebens einher. Dieses fehlende Wissen führt dazu, dass Vorstellungen queer-lesbischer Lebenswelten abstrakt oder von Vorurteilen bestimmt bleiben. So fühlten sich Chantal und Toni wenig aufgeklärt in Bezug auf sexuelle Praktiken zwischen Frauen (Chantal: 331f.; Toni: 165–173), während Beate nicht wusste, wie sie ihr Bedürfnis nach einer queer-lesbischen Lebensweise umsetzen sollte:

*„Aber mir wurde dann immer klarer, ich glaube, dass ich jetzt gerne was mit Frauen haben würde, wollte das aber erst selber nicht wahrhaben. Hab’ dann auch gesagt, wie lernst du denn jetzt welche kennen überhaupt. Das ist voll schwierig.“ (Beate: 115–118)*

Hier wird deutlich, wie die Hegemonie heterosexueller Lebensweise zu ihrer eigenen Reproduktion beiträgt und andere Lebensentwürfe erschwert.

Neben diesen Ängsten und Herausforderungen, die meist als Teil eines Coming-Out-Prozesses erlebt werden, ist auch auf die positiven Seiten des Coming-Out hinzuweisen, in denen Energie und Selbstbewusstsein freigesetzt werden. Durch ein Outing vor Freund\_innen und Angehörigen entfällt etwa der angesprochene Erwartungsdruck, heterosexuell handeln, sprechen und erscheinen zu müssen. Iris formuliert hierzu:

*„Inzwischen schätze ich das total, dass ich nicht mehr gefragt werde: ‚Hey, läuft da nicht was mit dem und dem?‘ Dass diese Erwartungen an mich nicht mehr da sind. Dass die Leute mir meinen Raum lassen, den ich selber auch beanspruche. Und nicht mehr da diese Erwartungen dahinter sind, da muss doch mal was laufen, da muss doch mal was sein.“ (Iris: 283–287)*

Dieses Gefühl von Iris korrespondiert mit den Aussagen von Annika, die angibt, es als angenehm und positiv empfunden zu haben, sich nach ihrem Umzug in eine andere Stadt dort in queer-lesbischen Kreisen zu bewegen, da „man [...] es auch keinem erklären“ (Annika: 84) müsse. Katja beschreibt

demgegenüber den Prozess der Selbsterkenntnis als positiv. Sie sei eigentlich ganz froh gewesen, endlich „auf den Trichter gekommen“ (Katja: 153) zu sein. Vorher hatten ihre Mutter und andere Freundinnen jahrelang versucht, sie zu verkuppeln, wogegen sie eine Abwehrhaltung eingenommen habe. Aber erst ab diesem Zeitpunkt verstand sie selbst, wieso sie sich „nicht für Kerle interessiere“ (Katja: 148). Ihr inneres Coming-Out beschreibt Katja daher sogar als eine Erkenntnis (vgl. Katja: 142). Auch Toni betont, wie wichtig ihre erste Beziehung zu einer Frau gewesen sei und wie sehr diese ihr Selbstbewusstsein gestärkt habe. Sie erklärt, sich damit kennengelernt zu haben, stärker gewusst zu haben, was sie will, und dass ihr Leben mit dieser Erfahrung erst so richtig begonnen habe (vgl. Toni: 159f.).

In ähnlicher Weise wird in den Interviews beschrieben, wie befreiend es sein kann, sich offen als lesbisch zu bezeichnen, da einerseits das Verheimlichen und Verstecken ein Ende hat und andererseits eine positive Umdeutung der stigmatisierten Identität stattfinden kann (vgl. Micha: 639–647).

Diese Aussagen sind allerdings nur wenige Beispiele. Da im Mittelpunkt der Interviews dieser Studie eher die Frage stand, ob und wie das Internet im Prozess des Coming-Out genutzt wird und inwiefern es hierbei unterstützend wirkt, wurden eher die Umgangsweisen mit Schwierigkeiten im Coming-Out-Prozess thematisiert. Aber auch Gefühle der Befreiung und der Stärkung des eigenen Selbstbewusstseins sind Aspekte im Prozess des Coming-Out, die oft eher in Romanen und Filmen thematisiert werden. Sie könnten in der wissenschaftlichen Forschung stärker fokussiert werden.

## 5.2 Die Rolle von Selbstbezeichnungen

Wie zu Beginn der Forschungsarbeit erläutert (vgl. Kap. 2.1), existieren mit lesbisch und/oder queer verschiedene Möglichkeiten, sich als queer-lesbische Frau oder Person zu bezeichnen und zu verorten. Die Interviews zeigen, welche Selbstbezeichnungen (auch über diese beiden Begrifflichkeiten hinaus) die Befragten wählen. Dabei wird deutlich, dass es sich durchaus positiv auf die Selbstwahrnehmung der Befragten auswirkt, der eigenen Identität einen Namen geben zu können (Kap. 5.2.2). Andererseits lassen sich an verschiedenen Stellen Unbehagen oder Ungewissheit gegenüber der Frage feststellen, ob diese oder jene Bezeichnung wirklich angemessen beschreibt, wer oder was sie sind (Kap. 5.2.3).

Die Frage nach Selbstbezeichnungen scheint zunächst zwar nur implizit mit der Forschungsfrage dieser Studie zusammenzuhängen, allerdings wurde im Laufe der Forschungsarbeit deutlich, dass es notwendig ist, sie explizit zu thematisieren, um einerseits die Interviewten angemessen bezeichnen zu können. Andererseits fordert eine Gesellschaft, in der Heterosexualität als „das Normale“ gilt und damit unmarkiert bleibt, von queer-lesbischen Frauen, Wege zu finden, über ihre Lebensweise und Identität zu sprechen – was wiederum auch einen Aspekt im Coming-Out-Prozess darstellt.

### 5.2.1 Praxen der Selbstbezeichnung

Schon die Heterogenität in den Selbstbezeichnungen der Interviewten macht deutlich, dass es sich hier um keine einfache und eindeutige Frage handelt. Vielmehr können Praktiken der Selbstbezeichnung auf verschiedene Arten gehandhabt werden – und zwar nicht nur von Person zu Person verschieden, sondern auch von Kontext zu Kontext oder von Zeitabschnitt zu Zeitabschnitt.

Chantal beispielsweise schwankt zwischen bi und lesbisch und differenziert zwischen verschiedenen Situationen, während gleichzeitig eine generelle Unsicherheit deutlich wird. Auf die Frage, wie sie sich selbst nennt, antwortet sie: „Also wenn man mich fragen würde, ob ich lesbisch bin, würde ich definitiv erst mal ja sagen. Ich weiß es auch nicht. Vielleicht bi. Aber bi ist irgendwie so ... hört sich so nach halb halb an. Auch nicht so richtig. Ich glaub, dann würd' ich schon eher lesbisch sagen.“ (Chantal: 462–465) Andere Interviewte lösen dieses Dilemma mit beschreibenden Selbstbezeichnungen (Micha, Beate, Iris), wie zum Beispiel: „Wenn ich das jemandem erzähle, dann sage ich eben einfach, ich stehe auf Frauen. Das ist mein gängiger Begriff dafür.“ (Iris: 375f.) oder „Wenn ich drauf angesprochen werde, sage ich so was wie, dass ich vor allem was mit Frauen habe oder eigentlich gerade nur.“ (Micha: 506f.) Bei Beate

kommt zwar bi und lesbisch vor, die sie aber um Beschreibungen erweitert, welche die Begriffe weniger eindeutig erscheinen lassen: „Manchmal sage ich schon, ich bin *jetzt eher* lesbisch orientiert. Das sag ich schon manchmal oder ich bin insgesamt bi, suche aber momentan auch eine Frau. So dann irgendwie beschreibend.“ (Beate: 357–360)

Die Gründe, die für die Auswahl der gewählten Selbstbezeichnungen genannt werden, sind verschieden. Micha identifiziert sich heute nicht mehr mit lesbisch (vgl. Micha 507f.), wohingegen diese Bezeichnung für Beate und Iris vor allem mit negativen und nicht zutreffenden Klischees belastet ist, sodass sie vermeiden, den Begriff zu nutzen (vgl. Beate: 332f.; Iris: 380f.). Iris, die zu den jüngeren Interviewten gehört, kommentiert die komplexe Frage nach der (Selbst-)Bezeichnung außerdem wie folgt: „Diese ganze Begriffswelt überfordert mich irgendwie“ (Iris: 374).

Beate betont, dass sie sich je nach Kontext unterschiedlich beschreiben würde. In der lesbischen Szene würde sie sich eher nicht lesbisch nennen, da dies ihrem Empfinden nach impliziere, sie müsse sich in das Schema Butch/Femme einordnen. Hier würde sie daher eher auf den Begriff queer zurückgreifen. Außerhalb der Szene würde queer allerdings zu viel Erklärungen benötigen, weswegen sie auf ihre beschreibenden Praxen der Selbstbezeichnung zurückgreift (vgl. Beate: 364–366, 379–386). Auch Annika bemängelt, dass queer als Begriff oft erklärt werden müsse (vgl. Annika: 355–358), und betont, es komme auf die „Umstände“ an, in denen sie „sagen würde, dass ich lesbisch bin oder dass ich queer bin.“ (Annika: 355) Manchmal sei es ihr auch lieber „zu sagen, dass ich lesbisch oder queer bin, als einfach nur zu sagen, dass ich eine Frau bin.“ (Annika: 360f.)

In den verschiedenen Ausführungen von Micha wird darüber hinaus deutlich, wie die Selbstbezeichnung auch in Abhängigkeit von verschiedenen Zeitabschnitten variieren kann. So nannte sie sich zunächst „homosexuell“ (Micha: 373) und später lesbisch oder „Lesbe“ (Micha: 642), wohingegen es heute, da sie sich in ihrem Umfeld als Person akzeptiert und anerkannt fühlt, „einfach keine Rolle [mehr spielt], ob ich eine Lesbe bin oder nicht“ (Micha: 525f.). Allerdings ergänzt sie einschränkend: „Klar, im öffentlichen Raum spielt es schon noch eine Rolle und bei meiner Familie. Aber jetzt nicht in dem Kreis, wo ich lebe. Dadurch, dass ich noch nicht arbeite, habe ich da auch noch nicht so ein Konfliktpotenzial.“ (Micha: 530–533) Identifizieren würde sie sich momentan daher eher mit ihrer *Poly*-Lebensweise<sup>30</sup>, aufgrund derer sie heute am meisten Anfeindungen erfahre (vgl. Micha: 367–377, 506–509, 525–526, 639–642). Micha vermutet insgesamt, dass Personen sich generell mit jener Selbstbezeichnung am meisten identifizieren, aufgrund derer sie zum jeweiligen Zeitpunkt am meisten Diskriminierungen erfahren: „Ich habe manchmal das Gefühl, man identifiziert sich auch mit dem, von dem man das Gefühl hat, es wird wenig akzeptiert. Dass es dann mehr [eine] Identität ausmacht.“ (Micha: 518–520)

Annika und Katja bezeichnen sich offen bis offensiv als lesbisch. Zwar empfindet auch Annika diese Bezeichnung teilweise als negativ belastet und unangenehm, was sie als Grund dafür vermutet, wieso viele Personen „Umwege“ (Annika: 371), also Beschreibungen, finden würden, um das Wort zu vermeiden. Ihre Konsequenz daraus ist jedoch die offensive Nutzung des Begriffs: „Gerade deshalb finde ich es auch wichtig, das ein bisschen zu verändern.“ (Annika: 376) Katja hat demgegenüber einen sehr positiven Bezug zu der Bezeichnung lesbisch entwickelt, mit der sie eine ganze „Lebensform mit einer spezifischen Lebenswelt“ (Katja: 696) verbindet. Für sie bedeutet lesbisch sein vor allem lesbisch zu leben, mit allem, was dazugehört, wie Kuscheln, Partnerschaften, Sex, Kinder großziehen etc. (vgl. Katja: 228–233). Das heißt, sie stellt einerseits die Tätigkeiten hervor, andererseits ist lesbisch für sie sehr eng mit der lesbischen Szene verbunden (vgl. Katja: 694–700). Bevor Annika und Katja dazu übergingen, sich als lesbisch zu bezeichnen, nutzten sie, wie auch Beate, die Bezeichnung bi.

Auffällig ist bei allen, dass queer als Selbstbezeichnung eher selten genannt wird. Nur Beate nutzt queer in bestimmten Kontexten und Annika gibt an, „Queer und lesbisch oder so, passt ganz gut.“ (Annika: 32) Wobei sie darauf hinweist, dass lesbisch „recht festlegend“ sei, „wenn man lesbisch so versteht, dass es zwei Geschlechter geben muss“ (Annika: 29–31). Im Anschluss weist sie, wie auch andere interviewte Personen, darauf hin, queer sei für sie „keine feste Identität“ (Annika: 358), sondern „eher, was man so tut“ (Annika: 358), also eher eine „Lebensweise“ (Toni: 587), „eine Handlungspraxis und weniger ein Identitätskriterium“ (Micha: 503f.).

<sup>30</sup> Poly oder polyamorös sieht Micha als eine Lebensweise, die nicht auf nur eine\_n feste\_n Partner\_in festgelegt ist. So soll ein bewussterer Umgang mit Hierarchien in romantischen Beziehungen gefunden werden sowie damit, dass Beziehungen insgesamt Veränderungen unterliegen (vgl. Micha: 539–553).

Von Toni wird queer „eher so als Zusammenfassung“ (Toni: 588) genutzt, wie z. B. in der Aussage: „Ich bin die einzige queere Person an meiner Schule“ (Toni: 589). Die Verwendung des Begriffs im Sinne einer Identität würde Toni allerdings vermeiden: „Aber ich würde nie über mich selber sagen, ich *bin* queer.“ (Toni: 587) Neben der Tatsache, dass queer außerhalb der Szene zu viele Erklärungen benötigen würde (vgl. Beate: 364–366, 379–386; Annika: 355–358), wirkt der Begriff nach dem Empfinden von Beate außerdem „im Deutschen [...] deplatziert“ (Beate: 336). Darüber hinaus wird er mit einem „politischen Statement“ (Sasha: 839) bzw. einer „politischen Komponente“ (Micha: 630) in Verbindung gebracht. Während Micha und Sasha dies als positiven Aspekt bewerten (Micha: 626–630; Sasha: 839–842), distanziert sich Chantal aufgrund des politischen Gehalts von dem Begriff queer (Chantal: 474f.). Auffällig ist außerdem, dass die Selbstbezeichnung queer zu Beginn des Coming-Out keine Rolle zu spielen scheint. Erst das Kennenlernen lesbischer Communities und Diskurse scheint den Begriff als Orientierungspunkt bei den Interviewten ins Spiel zu bringen.

Toni und Sasha nennen sich heute nicht mehr lesbisch, weil sie sich nicht mehr als Frau verstehen. Während Toni angibt, es sei ihm nicht wichtig, einen Namen für die eigene Identität zu haben, und stolz seine selbst kreierte Bezeichnung „heterosexueller, schwuler Trans\* Mann“ (Toni: 516) vorstellt, empfand Sasha seine „eigene Schublade“ (Sasha: 826) „SternchenButch“ (Sasha: 822) als äußerst unbefriedigend und bezeichnet sich heute als „genderqueer“<sup>31</sup> (vgl. Sasha 816–826).

### 5.2.2 Freiheit durch Bezeichnung

Als positiver Aspekt von Selbstbezeichnungen wurde von einigen Befragten ein Gefühl der Freiheit und Bestätigung genannt. Für Micha war es eine Zeit lang wichtig, auf eine gängige Bezeichnung zurückgreifen zu können und sie trotz ihrer Stigmatisierung für sich offen zu verwenden: „Also am Anfang [...] war es manchmal ein bisschen wichtig für mich, weil es eine gewisse Freiheit war, das einfach so sagen zu können. Dann habe ich mich auch als Lesbe bezeichnet.“ (Micha: 640–642) In Bezug auf ihren Umzug in eine andere Stadt führt sie kurz danach weiter aus:

*„Aber ich fand es für mich einfach sehr befreiend, dass ich offen aussprechen konnte, ich bin lesbisch. Und es fühlte sich gut an und nicht so wie davor immer so ein bisschen, mmh, naja, ja.“*  
(Micha: 646–648)

In ihrem neuen Umfeld verheimlichte sie ihre queer-lesbische Identität nicht mehr (vgl. Micha: 243–251) und konnte die gesellschaftlichen Erwartungen der Heterosexualität und die Stigmatisierung der Bezeichnung lesbisch wie auch der gesamten Lebensweise ablegen und „relativ selbstverständlich“ (Micha: 655) etwa von ihrer Freundin sprechen. Dies vermittelte ihr ein Gefühl der Freiheit. Gisela Wolf bemerkt dazu, im Prozess des Coming-Out werde eine Vielzahl von Gefühlen freigesetzt, „die von Angst vor Sanktionen bis zur Euphorie darüber, ‚es‘ endlich geschafft zu haben, reichen können“ (Wolf 2004: 60). Später ergänzt sie: „Die Erfahrung der Überwindung der eigenen Stigmatisierung stärkt mit zunehmender Identitätssicherheit das Vertrauen in die eigene Kraft.“ (Wolf 2004: 106) Die Bezeichnung lesbisch oder Lesbe, die vorher Träger der Stigmatisierung war, wird positiv umgedeutet und selbstverständlich sowie selbstbewusst genutzt, um sich so gesellschaftlichen Abwertungen entgegenzustellen. Dieses Gefühl korrespondiert mit den Aussagen von Annika, die angibt, es als positiv empfunden zu haben, als sie sich nach ihrem Umzug in queer-lesbischen Kreisen bewegt hat: „Und man muss es auch keinem erklären.“ (Annika: 84). Iris' Angaben beziehen sich zwar nicht direkt auf Bezeichnungen, beschreiben aber einen gleichen Punkt im Prozess ihres Coming-Out, der den Aussagen von Micha und Annika ähnelt. Sie erzählt, wie angenehm es für sie war, als mit ihrem Coming-Out auch bestimmte Erwartungen an sie („Hey, läuft da nicht was mit dem?“, Iris: 284) wegfielen.

Während es für Micha einen Begriff gab, auf den sie sich beziehen konnte, bestand für Sasha die Schwierigkeit darin, eine Bezeichnung zu finden, mit der er sich wohlfühlte. In die Normen von lesbisch passte er nicht (mehr), weil er sich nicht (mehr) als Frau sah. Gleichzeitig identifizierte er\_sie sich auch nicht mit der Bezeichnung Trans\*, sodass Sasha sich in einer „selbsterfundenen Selbstdefinition“ (Sasha: 821) als „SternchenButch“ bezeichnete. Die eigenen Empfindungen gegenüber dieser Bezeichnung beschreibt er

<sup>31</sup> Siehe Fußnote 26.

wie folgt: „Irgendwie war es so ... okay, das ist jetzt meine private Definition für mich, meine eigene Schublade. Aber so supertoll ist es jetzt doch nicht.“ (Sasha: 837f.) Erst als Sasha über Youtube andere Menschen entdeckte, die sich als genderqueer bezeichneten und in deren Gefühlen und Erfahrungen er sich wiederfinden konnte, begann er, sich „wohler“ (Sasha: 829) zu fühlen, weil er mehr „Bestätigung“ (Sasha: 817) bekam, dass genderqueer „nicht nur so ein fixes Konstrukt“ (Sasha: 818) von ihm persönlich sei. Durch diese Erfahrung der Kollektivität konnte er schließlich seine Empfindungen sich selbst und anderen gegenüber ernst nehmen (vgl. Sasha: 660–666).

An der Bezeichnung genderqueer gefallen Sasha insbesondere die Offenheit und die Optionen, die dieser Begriff in seinen\_ihren Augen ausdrückt:

*„Dann fühle ich mich schon wohler, wenn ich sagen kann, ok, es gibt genderqueer aller Couleur, also biologisch-mäßig aus Mann, Frau kommend, mit Trans\*, ohne Trans\*Erfahrung, mit Transitionswunsch, ohne Transitionswunsch, alles Mögliche, wo ich auch sagen kann, das kann ich davon abgreifen [...]. Also nicht als mein Weg für mich, sondern als Option und Lebensentwürfe.“ (Sasha: 839–846)*

Insgesamt scheint die Existenz der anderen Personen als Bestätigung der eigenen Empfindungen und Erfahrungen entscheidend zu sein, genauso wie die Kollektivität einer Bezeichnung. Die Möglichkeit, seiner Identität mit (bzw. trotz) allen dazugehörigen widersprüchlichen Gefühlen einen Namen geben zu können und sie so mit anderen teilen und auch anderen gegenüber beschreiben zu können, erscheint als bedeutendes und bestärkendes Moment. Gleichzeitig wird deutlich, dass Bezeichnungen nicht im luftleeren Raum existieren, sondern eine Geschichte haben, aber auch immer an Personen gebunden sind, die sie nutzen, prägen und ihnen Bedeutungen verleihen. Welche negativen Seiten Bezeichnungen haben können, zeigt das folgende Kapitel.

### 5.2.3 Totalisierung durch Bezeichnung

Besonders auffällig ist die in den Interviews mehrfach angesprochene Verbindung von lesbisch mit „einem hundertprozentig nur auf Frauen stehen“ (Beate: 331; vgl. auch Chantal: 469f.; Katja: 760–769; Sasha: 234f.). Dieses Verständnis von lesbisch führte – neben anderen Aspekten, wie vor allem der negativen Konnotation von lesbisch – zu gewissen Berührungängsten, diese Selbstbezeichnung zu verwenden. So bezeichnete sich Katja, die sich heute lesbisch nennt, zunächst als bi und auch Annika beschäftigte sich zunächst mit bisexuellen Inhalten, bevor sie sich selbst lesbisch nannte, was sie zunächst als viel festlegender und negativer wahrnahm (Katja: 732–758; Annika: 54–65). Chantal, die seit vielen Jahren in festen Beziehungen mit Frauen lebt, äußert ein gewisses Unbehagen, sich lesbisch zu nennen, und scheint auch heute noch zunächst bi zu bevorzugen, da bei lesbisch „die Männerkomponente ganz rausfällt. [...] Das stimmt jetzt so auch nicht.“ (Chantal: 469f.) Bi wirke laut Chantal demgegenüber „halb halb“, sodass sie schließlich doch wieder zu lesbisch tendiert. Auch Beate zögert, sich lesbisch zu nennen, „weil sie das [auf Männer stehen] bei sich nicht ausschließen“ (Beate: 332) könne. Chantal erklärt, früher noch viel stärker vertreten zu haben, dass sie nicht nur auf Frauen stehe, da sie ihren weiblichen Freunden gegenüber die Angst vor Ablehnung verspürt habe. Sie wollte verhindern, „dass die denken könnten, ich wollte jetzt irgendwie gleich was von denen, nur weil ich auf Frauen stehe“ (Chantal: 124–126).

Bei allen diesen Interviewten fällt eine gewisse Scheu und ein Unbehagen gegenüber der Selbstbezeichnung lesbisch auf. Ein Erklärungsansatz ist, wie schon Annika vermutet (vgl. Annika: 370–373), die Stigmatisierung, die der Bezeichnung lesbisch sowie ihrer entsprechenden Lebensweise anhaftet. Obwohl sich die Interviewten mit einer lesbischen Lebensweise identifizieren und erwägen, sich als lesbisch zu bezeichnen, scheint das Empfinden mitzuschwingen, für immer und auf alle Ewigkeit lesbisch leben und sich lesbisch nennen zu *müssen*. Erst bei einer hundertprozentigen Sicherheit halten es die Interviewten daher für angebracht, von sich selbst als lesbisch zu sprechen. Diese Sicherheit ist für Sasha an körperlich-sexuelle Erfahrungen gekoppelt: „Ich hatte immer gedacht, ich muss erst Erfahrungen sammeln, um zu sagen, ich bin's 100 %.“ (Sasha: 234f.) Dabei reflektiert sie im gleichen Atemzug, dass sie andersherum allerdings „nie gesagt [hat], ich muss auch eine Erfahrung mit Jungs machen“ (Sasha: 235).<sup>32</sup>

<sup>32</sup> Die beiden Personen, die sich heute offensiv lesbisch nennen, scheinen keine Probleme mehr mit dieser Frage zu haben. Während Annika dazu keine Äußerungen macht, scheint Katja heute eine lockere Einstellung zu haben: „Ich habe mich relativ lange auch gefragt, kann ich mich auch in Männer verlieben, und dann ging es immer mehr in die Tendenz, eher nein, und dann war ich mir sicher, es ist relativ unwahrscheinlich. Ich schließe es immer noch nicht aus, also wenn ich irgendwann in einen Mann mich verliebe, meinestwegen, dann ist das auch so.“ (Katja: 763–767)



Beate äußert ebenfalls eine gewisse Angst, auf lesbisch als Identität „total festgeschrieben zu werden“ (Beate: 467), und befürchtet, dann ausschließlich über ihre Sexualität definiert zu werden. Als sie allerdings queer-lesbische Personen kennenlernte und erkannte, dass „das halt nur ein kleiner Teil von der Identität ist“ (Beate: 466), half ihr das, sich selbst auch als lesbisch sehen und bezeichnen zu können. Heute spürt sie darüber hinaus einen gewissen Erwartungsdruck, sich innerhalb der lesbischen Szene in das Schema Butch/Femme einordnen zu müssen. Daher zieht sie es vor, sich in der Szene eher nicht lesbisch zu nennen, sondern würde hier auf den offeneren Begriff queer ausweichen (vgl. Beate: 364–366, 379–386). Die Empfindungen, welche Bedeutung eine Bezeichnung genau hat, können allerdings auch individuell variieren. Denn Katja erwähnt ebenfalls die Bezeichnungen Butch und Femme, die für sie allerdings nicht mit einem Erwartungsdruck verbunden seien, sich hier einzuordnen zu müssen (vgl. Katja: 456–461).

Die Gründe für das Unbehagen, sich als lesbisch zu bezeichnen, lassen sich also erstens in bestimmten wahrgenommenen Normen finden, die der Identitätsbezeichnung lesbisch anhaften. Zweitens existiert eine Unsicherheit, sich festlegen zu müssen, und drittens haftet dem Begriff und der dazugehörigen Lebensweise eine gesellschaftliche Stigmatisierung an. Judith Butler erklärt diese Stigmatisierung durch das Zusammenspiel der heterosexuellen Matrix, innerhalb derer Homosexualität eine Bedrohung des Subjektstatus darstellt. Wie Kapitel 2.3 gezeigt hat, ist ein Subjekt immer ein vergeschlechtlichtes Subjekt und die Geschlechter (Mann/Frau) definieren sich über ein heterosexuelles Begehren, sodass eine Frau, die eine andere Frau begehrt, keine „richtige“ Frau sein kann und nicht als solche anerkannt wird.

Die Normen und Bedeutungen, die der Kategorie lesbisch über die Stigmatisierung hinaus anhaften, sieht Judith Butler als Merkmale von Bezeichnungen und Identitätskategorien an sich. Identitäten und deren Bezeichnungen konstituieren sich nicht nur durch das, was sie sind, sondern immer auch durch das, was sie nicht sind. Das heißt, lesbisch sein beinhaltet immer Normen dessen, was eine lesbische Person sein soll und was nicht, sodass ein Bekenntnis zu der Bezeichnung lesbisch immer auch mit Ausschlüssen verbunden ist und ein Ich niemals vollständig beschreibt.

*„Die Behauptung, ich sei etwas, impliziert eine vorläufige Totalisierung meines ‚Ich‘. Aber wenn sich das Ich auf diese Weise selbst bestimmen kann, dann bleibt das, was ausgeschlossen wird, um diese Bestimmung vorzunehmen, für die Bestimmung selbst konstitutiv. Anders gesagt, die Behauptung setzt voraus, daß das ‚Ich‘ über seine Bestimmung hinaus geht“ (Butler 1996: 18).*

Wenn eine Person lesbisch ist, ist sie demnach immer auch mehr als das. Butler stellt daher die Frage, wie es kommt, dass ich „lesbisch sein kann und mich zugleich darum bemühen kann, es zu sein? Wo und wann kommt mein Lesbisch-Sein ins Spiel, und wo und wann konstituiert dieses Lesbisch-Sein so etwas wie mein Sein?“ (Butler 1996: 22) Damit thematisiert sie, dass die Bedeutungen, Normen und Ausschlüsse der Identitätskategorie lesbisch (genauso wie jeder anderen Identitätskategorie auch) permanent durch Handlungen und Aussagen diskursiv hergestellt werden. Während es an einem bestimmten Punkt in den 1970er Jahren innerhalb der *gay-liberation*-Bewegung aus politischer Hinsicht als notwendig erachtet wurde, ein lesbisches Wesen bzw. eine lesbische „Spezifität“ (Butler 1996: 23) hervorzuheben (vgl. Kap. 2.1), warnt Butler davor, „daß jede Konsolidierung von Identität eine Reihe von Differenzierungen und Ausschließungen erfordert“ (Butler 1996: 23, vgl. Butler 1996: 18–21).

Das Zögern, sich lesbisch zu nennen, erklärt sich nach diesem Ansatz also auch mit dem Versuch, sich dieser Normierung des „Ichs“ zu entziehen. Die Betonung von „Handlungspraxis“ (Micha: 503) und „Lebensweisen“ (Toni: 587) im Konzept queer sind ebenso Antworten darauf wie Butlers Forderung, Zeichen, also Bezeichnungen, so zu verwenden, dass ihre zukünftige Bedeutung offen bleibt, statt ihnen eine feste Essenz zuzuordnen (vgl. Butler 1996: 24).

Zusammenfassend ist deutlich geworden, dass es kein leichtes Unterfangen ist, sich und seine Identität oder Lebensweise zu benennen. Vielmehr stellt die Suche nach einer Identitätsbezeichnung einen fortlaufenden Aushandlungsprozess mit sich selbst und seiner Umwelt dar, der von Ambivalenzen geprägt ist. Einerseits kann es bestärkend und als eine Befreiung von gesellschaftlichen Abwertungen empfunden werden, sich einen Namen zu geben, den auch andere Personen mit ähnlichen Erfahrungen nutzen, und sich ihnen im

Zuge einer gemeinsamen Identitätsbezeichnung zugehörig zu fühlen. Andererseits verunsichern Identitätsbezeichnungen, weil sie mit negativen Klischees oder bestimmten Normen in Verbindung gebracht werden. Auch die Angst, sich insgesamt festlegen zu müssen, kann zu Unbehagen und Verunsicherung führen. Hatten die Befragten eine positive Einstellung zu sich und ihrer Lebensweise etabliert, schien es interessanterweise eher die Umwelt im Gegensatz zu den Befragten selbst zu sein, die immer wieder eine Bezeichnung von ihnen verlangte. Damit zeigt sich auch, dass erst eine Abweichung von gesellschaftlich hegemonialen Identitätsentwürfen eine Markierung und Benennung von Personen und ihren Identitäten erfordert.

### 5.3 Internetnutzung im Coming-Out

Nachdem die Coming-Out-Erfahrungen der Interviewten bekannt sind, werden anhand der Nutzungspraktiken des Informationsmanagements, Beziehungsmanagements und Identitätsmanagements ihre Arten der Internetnutzung während des Coming-Out systematisch in den Blick genommen. Bei der Analyse der verschiedenen Nutzungspraktiken lässt sich ein enger Zusammenhang zwischen der Art der Internetnutzung und den spezifischen Coming-Out-Erfahrungen erkennen.

#### 5.3.1 Informationsmanagement: Der Drang nach Wissen

Welche queer-lesbischen Inhalte bzw. Informationen im Internet jeweils am interessantesten gewertet und am meisten genutzt wurden, variiert und hängt stark mit den jeweils konkreten Coming-Out-Erfahrungen zusammen. Erstens werden **fiktionale Informationen** wie Romane und Filme im Internet gesucht und rezipiert, zweitens **Informationen zum realen Leben anderer queer-lesbischer Personen**. Drittens interessierten sich die Befragten für **sachbezogene Informationen** wie Definitionen von lesbisch, Informationen zu queer-lesbischen Angeboten in ihrer Nähe oder zu sexuellen Praktiken.

**Fiktionale Informationen** wie Romane und Filme spielten bei vielen Interviewten im Prozess ihres Coming-Out eine bedeutende Rolle. Dabei war die Rezeption dieser Inhalte insbesondere in der Zeit relevant, in der sich die Befragten erstmals mit sich und ihren Gefühlen auseinandersetzten und oft noch mit niemandem oder erst wenigen Personen gesprochen hatten. Neben der Bibliothek (vgl. Sasha: 149–154; Annika: 37–40) stellte das Internet eine Quelle dar, um sich darüber zu informieren, „was für Filme oder Bücher es zu dem Thema gibt“ (Iris: 138f.). Sasha nutzte zu diesem Zweck eine Internetseite zu TV-Sendungen mit homosexuellem Bezug (vgl. Sasha: 274–277). Das Internet wurde aber auch verwendet, um dort direkt (Fortsetzungs-)Romane (vgl. Micha: 262–267) und „schöngestige Literatur“ (Katja: 530) auf Blogs zu lesen sowie Filme bzw. TV-Sendungen (vgl. Micha: 268–271) zu sehen.<sup>33</sup> Die Bestellung von Büchern über das Internet wurde als anonymere und daher bevorzugte Alternative gegenüber dem Gang in die Buchhandlung oder Bibliothek (vgl. Micha: 271–274) hervorgehoben.

Auf die Frage, was das Interessante an Romanen und Filmen sei, antworteten die Befragten, „ein bisschen Lebensrealität [...], auch wenn es nur Romane sind“ (Micha: 359f.) und „einfach die Lebensgeschichten“ (Sasha: 327). Katja erläutert:

*„So mit 15, 16 hab ich häufig auch Geschichten gesucht, in denen Lesben vorkamen, obwohl mir das immer noch nicht bewusst war, dass ich selber so bin.“ (Katja: 204–205)*

Die fiktionalen Informationen in Romanen, Filmen und anderen Geschichten scheinen dabei aufgrund der Thematisierung von Alltag und Lebensrealitäten interessant zu sein, und weil ihre bloße Existenz verdeutlicht, dass noch andere queer-lesbische Frauen existieren:

*„Es gibt auch andere. Und es werden sogar Bücher darüber geschrieben. Zwar alles schlechte Bücher, aber es werden Bücher darüber geschrieben.“ (Micha: 390–392)*

An dieser Stelle liegt die Frage nahe, wo der Mehrwert des Internets gegenüber Büchern liegt, wenn diese genauso queer-lesbische Informationen liefern können. Bücher können zwar heimlich gelesen werden,

<sup>33</sup> Dabei wurden folgende Internetseiten genannt: der Blog [www.femininelesbians.wordpress.de](http://www.femininelesbians.wordpress.de), die Internetseite eines lesbischen Verlags [www.elles.de](http://www.elles.de) sowie [www.youtube.com](http://www.youtube.com).

aber zunächst gilt es, nicht nur in ihren Besitz zu kommen, sondern auch Informationen über queer-lesbische Titel zu erlangen. Ist die jeweilige Person noch nicht bereit, sich vor der Familie oder im Buchladen bzw. der Bücherei zu ihrem Interesse an queer-lesbischen Büchern zu bekennen, können im Internet Romane oder Geschichten recherchiert und gelesen (vgl. Katja: 530; Micha: 268–271) oder online Bücher bestellt werden (vgl. Micha: 271f.).

Neben fiktionalen Informationen waren auch **Informationen zum realen Leben anderer queer-lesbischer Personen** interessant. Sasha betont, im Internet vor allem nach „tatsächlich existierenden Sachen“ (Sasha: 793) aus dem persönlichen Leben anderer gesucht zu haben, während sie Geschichten über Lesben eher in Buchform rezipiert habe. Diese Informationen fanden die Befragten auf Internetseiten von und für Lesben, auf Blogs<sup>34</sup> (vgl. Katja 526–530), in der Online-Ausgabe einer Zeitschrift mit „allgemein homosexuellen“ Inhalten (vgl. Sasha: 315–321) oder in queer-lesbischen Plattformen wie Lesarion oder Bine, einer Plattform für Bisexuelle (vgl. Annika: 54–56). Obwohl die Plattformen eher für Kommunikation, Austausch und zum Flirten gedacht sind, wurden sie von Annika zunächst nur lesend genutzt, d. h., es wurden keine eigenen Kommentare oder Nachrichten geschrieben (vgl. Annika: 60–65).

Dabei wurde als Grund für das Interesse an diesen Informationen genannt, Genaueres über die Facetten und Details eines queer-lesbischen Alltags zu erfahren, wie z. B., dass queer-lesbisches Leben auch bedeutet, „mit meiner Freundin zu kuscheln oder mich auch anzulehnen oder zu schlafen“ (Katja: 579–581). So wurde ein queer-lesbisches Leben fassbarer und – auch für sich selbst – besser vorstellbar. Sasha gibt darüber hinaus an, dass es für sie wichtig war, andere Menschen zu sehen, in denen sie sich wiedererkennen konnte (vgl. Sasha: 815–834). Diese Informationen waren wie auch fiktionale Informationen in der Zeit der ersten Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen interessant, blieben aber auch später relevant, als es darum ging, ein eigenes queer-lesbisches Leben zu etablieren. Gray spricht in Bezug auf den Zugang zu dieser spezifischen Art von Information, die durch das Internet sichtbar wird, von „Queer Realness“ (Gray 2014).

**Sachbezogene Informationen**, die konkretes Wissen zu queer-lesbischen Aspekten vermitteln, wurden von fast allen Befragten (außer Sasha) rezipiert. Chantal fühlte sich wie auch Toni und Beate etwa wenig aufgeklärt in Bezug auf sexuelle Aspekte queer-lesbischen Lebens. Das fehlende Wissen fanden sie im Internet (vgl. Chantal: 279–281, 327f.; Toni: 173; Beate: 291f.). Katja interessierte sich darüber hinaus für „Fakten“ und „handfeste Informationen“ (Katja: 221–224) wie z. B. für Definitionen von lesbisch.

Besonders relevant waren Informationen zu queer-lesbischen Orten und kulturellen Angeboten oder queer-lesbischen Beratungseinrichtungen in der näheren Umgebung (Chantal: 244; Beate: 570f.; Toni: 173f.; Iris: 165; Katja: 37–41). Das Interesse an diesen Informationen ist dabei eng verknüpft mit einem Interesse an Kontakten, das im folgenden Abschnitt näher behandelt wird (Beziehungsmanagement). Auch sachbezogene Informationen wie politische Nachrichten, Gesetzesgegebenheiten oder Informationen zu Beziehungskonzepten wurden von den Befragten als interessant genannt. Diese spielten jedoch vor oder während des Coming-Out keine besondere Rolle, sondern werden eher im heutigen Alltag rezipiert (vgl. Micha: 604–607; Beate: 570f.; Katja: 451–457).

Informationsmanagement lässt sich somit als ein bedeutender Weg begreifen, mit dem der besonderen Entwicklungsaufgabe, eine stigmatisierte queer-lesbische Identität für sich positiv umzudeuten, begegnet wird. Der Beantwortung der Frage „Wie orientiere ich mich (als queer-lesbische Person) in der Welt?“ wird sich durch die Rezeption verschiedener Formen von Informationen und Wissen angenähert. Dabei lässt sich ein Zusammenhang zwischen den individuellen Kontexten der Coming-Out-Erfahrungen und dem Interesse an Informationen feststellen. Denn vor allem jene Befragten, die eine lange Zeit der Isolation erlebten, zeigten ein besonders großes Interesse an fiktionalen Inhalten und Informationen über (real existierende) queer-lesbische Lebenswelten. Für Chantal und Toni, die beide ihre Gefühle vergleichsweise schnell auslebten, waren diese Informationen weniger relevant.

Auffällig ist allerdings auch, dass es sich hier um eine weitestgehend lesende Rezeption von Inhalten handelt. Arten des Informationsmanagements wie zum Beispiel das Schreiben von Kommentaren, Taggen oder Setzen von Lesezeichen fanden im Laufe des Coming-Out-Prozesses keine Anwendung, was sich

<sup>34</sup> Hier wurden etwa genannt: [www.lesben.org](http://www.lesben.org) und [www.femininelesbians.wordpress.de](http://www.femininelesbians.wordpress.de).

möglicherweise dadurch erklären lässt, dass die Befragten ihr Interesse an queer-lesbischen Themen zunächst geheim hielten und keine Spuren hinterlassen wollten (vgl. Kap. 5.1). Demgegenüber ist die Fülle an Informationen, welche die Befragten vorfanden, positiv hervorzuheben. Zwar wirkten zum einen pornographische Inhalte bei der Suche nach queer-lesbischen Informationen z.T. störend, wie sich in Tonis Aussagen zeigt: „Wenn man direkt das Wort Lesbe eingibt, kommen erst mal so ein paar Pornos. Das fand' ich nicht so toll.“ (Toni: 236f.) Zum anderen wurden schwule Themen im Internet gegenüber queer-lesbischen als weitaus präsenter wahrgenommen: „Es gibt ganz furchtbar viele Seiten für Schwule, aber ganz wenig für Lesben. Das hat mich ein bisschen geärgert.“ (Chantal: 294)

Dennoch scheint das Internet ausreichend Raum und Nischen für queer-lesbische Themen bereitzustellen. Die Existenz dieser Themen ist dabei auf die geringen Barrieren zur Produktion und Veröffentlichung eigener Inhalte im Internet zurückzuführen. Denn nicht selten werden diese von und für queer-lesbische Frauen erstellt und veröffentlicht.<sup>35</sup> Diskussionen und Kommentare zwischen queer-lesbischen Personen verfolgen zu können, ermöglichte es außerdem, einen Einblick in alltägliche Themen und Interessen anderer (nicht nur fiktionaler) queer-lesbischer Personen zu bekommen, was andere Medien, wie Bücher, Zeitschriften, Fernsehen oder Radio, in nur geringerem Maße bieten können.

Einschränkend ist bei diesen Befunden allerdings der durchgehend hohe formale Bildungsstand der Interviewten zu berücksichtigen, der sich möglicherweise in einem besonders hohen Interesse an geschriebenen Informationen ausdrücken könnte. Überraschend war so etwa, dass Videos als Informationsquelle nicht genannt wurden, was aber daran liegen könnte, dass die Rezeption von Videos im Internet und der Plattform YouTube erst in den letzten Jahren besonders an Bedeutung gewonnen hat. Die beiden Interviewten, die auch von ihrem erst kurz vor den Interviews begonnenen Trans\*Prozess erzählten, nannten beide etwa YouTube-Videos als wichtige Informationsquelle.

### 5.3.2 Beziehungsmanagement: Der Wunsch nach Kontakten und Austausch

Neben der Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen geht es im Coming-Out auch darum, Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen zu etablieren. Das folgende Kapitel erläutert, in welchem Maße das Internet im Prozess des Coming-Out zum Aufbau (und zur Pflege) von Kontakten genutzt wurde.

Dabei ließen sich drei verschiedene Arten von Beziehungsmanagement unter den Befragten finden. Erstens wurde das Internet als Rechercheinstrument genutzt, um anschließend außerhalb des Internets den Kontakt herzustellen. Zweitens wurde im Internet mit Online-Kontakten ein relativ unverbindlicher Austausch gepflegt und drittens wurden im Internet Kontakte hergestellt, um sich anschließend außerhalb des Internets persönlich zu treffen. Welche Art von Beziehungsmanagement für wen relevant war, hängt auch hier wieder mit den konkreten Coming-Out-Erfahrungen ab und kann auch während des Prozesses variieren. Generell zeigt sich, dass Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen interessanterweise eher nicht erst im Internet ausprobiert und anschließend außerhalb des Internets ausgelebt werden.

Zwei der Befragten hatten ausdrücklich kein Interesse an Online-Kontakten mit anderen queer-lesbischen Personen, sondern interessierten sich ausschließlich für **Kontakte außerhalb des Internets**. Um diese Kontakte zu finden und herstellen zu können, nutzten sie das Internet als Rechercheinstrument. Bei beiden ging diesem Bedürfnis nach Kontakten eine intensive Zeit der Auseinandersetzung mit der eigenen queer-lesbischen Identität mittels verschiedener Informationen aus dem Internet oder aus Romanen voraus:

*„Ich weiß, dass ich dann irgendwann aus der Phase raus war, in der ich dachte, ich muss jetzt mehr darüber wissen und mehr lesen oder eine Bestätigung finden oder so etwas. Das hat sich dann irgendwann aufgelöst.“ (Iris: 155–158)*

Vielmehr entwickelte sich anschließend das Bedürfnis, „mal von Antlitz zu Antlitz mit jemandem zu reden, und nicht immer alles nur per Internet“ (Iris: 167f.). Nach ausführlicher Recherche im Internet führte Iris schließlich ein Gespräch in einer Beratungseinrichtung und besuchte dort später eine

<sup>35</sup> Wie etwa die in den Interviews genannten Seiten [www.lesben.org](http://www.lesben.org), [www.femininelesbians.wordpress.de](http://www.femininelesbians.wordpress.de) oder [www.elles.de](http://www.elles.de).

Jugendgruppe für junge Lesben (vgl. Iris: 164–168). Auch Katja hatte nie Interesse an einer virtuellen Kontaktaufnahme:

*„Kontakt zu anderen habe ich nie gesucht übers Internet. Irgendwie ist mir das nichts, weil ich trau dem nicht, wenn ich das Gegenüber nicht sehe und auch nicht berühren kann.“ (Katja: 439–441)*

Um dennoch in Kontakt mit anderen queer-lesbischen Personen zu kommen, ging sie nach längerem Zögern schließlich zu einem lesbischen Stammtisch, wo sie offen aufgenommen wurde und sich später selbst engagierte. Das heißt, beide nutzten das Internet als Instrument, um sich darüber zu informieren, wie sie außerhalb des Internets Kontakte zu anderen queer-lesbischen Frauen aufbauen können. Interessanterweise folgte auf die Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen also nicht die Aufnahme von Online-Kontakten, der Prozess der Auseinandersetzung wurde nicht davon begleitet. Statt sich zunächst in Online-Kontakten zu erproben und auszutesten, waren die beiden vielmehr direkt an einer Kontaktaufnahme außerhalb des Internets interessiert. Es scheint, als ob das Thema für beide eine gewisse Ernsthaftigkeit hatte, für die sie ein persönliches Treffen als angemessener gegenüber dem (anonymen) Online-Austausch empfanden.

Beate, Sasha und Toni bauten während ihres Coming-Out (z.T. sehr unverbindliche) **Online-Kontakte** zu anderen queer-lesbischen Personen auf, mit denen sie ausschließlich online kommunizierten. Allerdings unterschieden sich diese Kontakte in Intensität und Dauer der Kommunikation sowie in der Art des Kontaktaufbaus. Sasha und Toni gingen zielgerichtet in Chatrooms „für andere lesbische Mädchen/Frauen“ (Sasha: 334). Nach dem Ende ihrer ersten Beziehung mit einem anderen Mädchen nutzte Toni den Girls-Only-Chat des Chatanbieters Knuddels, der „sehr lesbisch angehaucht“ gewesen sei. Dort hat sie sich, wie sie selbst sagt, ein wenig „ausgetestet“ (Toni: 179) und geguckt, „Wie ticken andere?“ (Toni: 180). Bereits nach wenigen Monaten verlor Toni allerdings das Interesse an den Chats und wollte stattdessen Kontakte zu queer-lesbischen Personen außerhalb des Internets etablieren. Hierzu recherchierte sie wie auch Katja und Iris im Internet Adressen queer-lesbischer Beratungseinrichtungen in ihrer Nähe. Über diese Einrichtungen lernte sie andere queer-lesbische Personen kennen, die heute zu ihren bzw. seinen Freund\_innen zählen. Die Online-Kontakte führte Toni nicht weiter.

Die Motivation des – allerdings nur zaghaften – Austestens lässt sich auch hinter dem Interesse von Sasha an Chats mit anderen queer-lesbischen Personen vermuten, an denen sie aber nur „ab und zu“ (Sasha: 333) teilnahm. Sie verfolgte weniger das Interesse, jemanden im romantischen Sinne kennenzulernen, „sondern einfach nur mal sich auszutauschen“ (Sasha: 339). Den Chats schreibt sie insgesamt aber keine besonders wichtige Bedeutung für ihren Coming-Out-Prozess zu. Die Inhalte der Chats beschreibt sie als „Nonsense, [...] das waren keine Gespräche, wo ich mich jetzt krass dran erinnern würde, die mich geflasht oder beeindruckt oder was auch immer haben.“ (Sasha: 342–344) Obwohl Sasha aufgrund ihres ablehnenden Umfelds zum damaligen Zeitpunkt ihre queer-lesbischen Gefühle vor ihrer Familie und ihrem Umfeld verstecken musste, versuchte sie nicht, diese zumindest online auszuleben und die Kontakte im Internet zu intensivieren. Es scheint, als ob ihre Angst und ihre Wahrnehmung, die eigenen Gefühle in ihrem Alltag nicht ausleben zu können, sich auch auf ihre Internetnutzung auswirkten (vgl. Kap. 5.1.2).

Auch Chantal war im Prozess ihres Coming-Out an Online-Kontakten interessiert. Sie erklärt: „Am meisten hat mich interessiert, mit anderen in Kontakt zu kommen, glaub ich. Also eher so die Chat-Lesarion-Sache.“ (Chantal: 260f.) Letztendlich kam es jedoch nicht dazu, dass sie diesem Interesse nachging und aktiv andere queer-lesbische Personen anscrieb (vgl. Chantal: 305f.). Sie chattete einige Male mit ihrem allerersten Schwarm, einer Klassenkameradin ihrer großen Schwester, lernte aber unabhängig von dem Internet kurz danach eine Schulkameradin kennen, mit der sie eine langjährige Beziehung einging. Ihr Bedürfnis nach Kontakten schien damit befriedigt, sodass sie ihr Interesse an Chats bei Lesarion nicht weiter verfolgte (vgl. Chantal: 222–247, 305–307).

Während Toni und Sasha explizit nach queer-lesbischen Online-Kontakten suchten, mit denen sie allerdings einen eher oberflächlichen und kurzfristigen Austausch pflegten, lernte Beate ihre queer-lesbischen Online-Kontakte (mehr oder weniger) zufällig kennen. Obwohl sie sich im Jugendalter lange als bi

bezeichnete, versuchte sie nie, engere Kontakte zu queer-lesbischen Personen aufzubauen – weder offline noch online. Im Internet lernte sie dann über die Fan-Plattform der TV-Serie Star Trek Personen kennen, die sich als lesbisch oder bi bezeichneten oder sich für BDSM interessierten. Mit diesen Personen begann sie, sich über diese Themen auszutauschen, was dazu führte, dass sie sich

*„da langsam dran gewöhnt [hat] an den Gedanken, dass man das auch machen kann oder dass man das machen kann, ohne dass das jetzt gleich ganz schlimm ist, und hab' dann, glaub ich, mich ganz sukzessive angenähert“ (Beate: 232–235).*

Durch diese Kontakte konnte sie Vorurteile, die sie vorher gegenüber Lesben hatte, abbauen und sich an den Gedanken eines eigenen queer-lesbischen Lebensentwurfs gewöhnen. Ihre Bedenken, als queer-lesbisch lebende Person auf ihre Sexualität „total festgeschrieben zu werden“ (Beate: 467), entkräfteten sich, als sie erkannte, dass die „nicht traditionelle Sexualität“ (Beate: 465) ihrer Internetkontakte „nur ein kleiner Teil von der Identität ist“ (Beate: 466). Während sie diese Kontakte bis heute (online) beibehält, suchte sie sich später unabhängig von diesen Kontakten über das Internet eine Coming-Out-Gruppe in einer Beratungseinrichtung in ihrem Wohnort, über die sie sich einen queer-lesbischen Freund\_innenkreis in ihrer Stadt aufbaute (vgl. Beate: 119–123).

Micha und Annika nutzten die Möglichkeit, über das Internet **Online-Kontakte** herzustellen, **die sie später außerhalb des Internets weiterführten**. Bei beiden fand diese Art der Kontaktaufnahme zu einem Zeitpunkt statt, an dem sie bereits weitestgehend offen queer-lesbisch lebten und bereits erste romantische Beziehungen mit anderen Frauen hatten. Darüber hinaus waren beide aber an weiteren queer-lesbischen Kontakten in ihrem näheren Umfeld interessiert. Micha erläutert, über die lesbische Internetplattform Lesarion Kontakte zu anderen gesucht zu haben, weil

*„mein Freundinnenkreis doch relativ heterosexuell war, in [Name der Stadt] die Frauenpartys einfach furchtbar sind [...], ich aber schon Lust hatte, auch mit Leuten zu schreiben oder vielleicht mich auch mit Leuten mal zu treffen“ (Micha: 284–288).*

Zwar hatte sie nie ein Interesse an romantischen Online-Kontakten, wollte aber dennoch Gleichgesinnte kennenlernen, sodass sie über die Stadtseiten von Lesarion Personen in ihrer Nähe aktiv anschrieb und auch außerhalb des Internets traf. Mit ihrem Umzug in eine andere Stadt fand sie auch eine sehr gute Freundin über diesen Weg, mit der sie anschließend viele E-Mails geschrieben und „viel über dieses ganze Outing-Zeug und so gesprochen [hat] und über dieses Unwohlsein“ (Micha: 310f.). Die Freundschaft zwischen den beiden besteht bis heute.

Eine gesteigerte Aktivität bei der Suche nach Online-Kontakten zum Zeitpunkt des Umzugs lässt sich auch bei Annika erkennen. Sie hatte zu diesem Zeitpunkt ebenfalls bereits eine erste lesbische Beziehung gehabt und suchte nun in der neuen Stadt über Lesarion Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen. Sie erläutert:

*„Ich [habe] eigentlich wenig geschrieben. Aber ich habe mich hin und wieder mit so einer Gruppe mit Leuten getroffen, weil ich ja eh keinen kannte und dachte, verlieren kann man nichts.“ (Annika: 73f.)*

Annika war also vorwiegend an Kontakten außerhalb des Internets in ihrer neuen Umgebung interessiert, suchte diese aber über das Internet. Dazu passt auch, dass sie den Kontakt zu einer anderen Frau, mit der sie gemeinsam das erste Mal eine queer-lesbische Frauenparty besuchte, ebenfalls über Lesarion herstellte. Obwohl sie erklärt, sich auf der Party „völlig unwohl“ (Annika: 87) gefühlt zu haben, war sie froh, einen „Anlaufpunkt“ (Annika: 89) gehabt zu haben und mit der Frau ein paar Worte wechseln und sich unterhalten zu können, sodass sie „nicht ganz alleine“ (Annika: 90) dort war.

Im Laufe des Coming-Out wurde zusammenfassend also durchaus im Internet Beziehungsmanagement betrieben und die Möglichkeit der Kontaktaufnahme zu anderen queer-lesbischen Personen und des Austauschs über das Internet genutzt. Auffällig ist dabei, dass Beziehungsmanagement erst dann wirklich relevant wurde, als die Befragten sich selbst bereits weitestgehend Klarheit über ihre queer-lesbischen Gefühle verschafft hatten und erste Ängste oder Unwohlsein mit einer eigenen queer-lesbischen Identität abgelegt hatten – oft in Auseinandersetzung mit queer-lesbischen Inhalten und Informationen im

Internet. Das heißt, aktiv etablierte Online-Kontakte und der Austausch im Internet mit anderen queer-lesbischen Personen war als Abbau von Ängsten oder Vorurteilen und als vorsichtige Annäherung an eine eigene queer-lesbische Identität kaum relevant.

Die Befragten begaben sich entweder erst dann auf die Suche nach Kontakten über das Internet, wenn sie bereits – zumindest teilweise – offen queer-lesbisch lebten oder schon erste queer-lesbische Personen außerhalb des Internets kannten und nun neue Personen kennenlernen wollten (Annika, Micha). Wenn sie noch keine queer-lesbischen Personen kannten, aber nach einer Zeit der Auseinandersetzung mit ihren eigenen Gefühlen einen Punkt erreicht hatten, an dem sie Interesse an Kontakten hatten, wollte sie diese außerhalb des Internets etablieren und nutzten es nur als Rechercheinstrument (Katja, Iris).

Das spielerische Erproben einer queer-lesbischen Identität im virtuellen Austausch mit anderen und Als-Ob-Spiele waren für die Befragten erstaunlich wenig interessant. Toni nutzte das Internet zwar hierfür, hatte aber vorher ebenfalls bereits einen ersten queer-lesbischen Kontakt außerhalb des Internets und bevorzugte bereits nach kurzer Zeit die Etablierung weiterer Kontakte außerhalb des Internets. Allein Sasha unternahm Versuche, über das Internet Kontakte zu anderen aufzunehmen, bevor sie andere queer-lesbische Personen kannte. Allerdings waren diese Versuche von Beginn an sehr verhalten und wurden nicht intensiviert. Gründe für dieses geringe Interesse am Online-Austausch könnten in der Intimität des Themas und an dessen besonderer Relevanz für die Befragten liegen, was spielerischen Umgangsweisen entgegenläuft. Ein Austausch und ein Sich-Öffnen ist gegenüber gerade erst kennengelernten Personen im Internet möglicherweise eher zu unverbindlich, schwer einschätzbar und riskant und nicht als anonym und daher leichter. Toni erläutert hierzu:

*„Naja, du weißt nicht, wer dir gegenüber sitzt. Wenn du der Person jetzt intimste Sachen aus deinem Sexleben erzählst, um irgendwelche Erfahrungen zu sammeln, und dann rausfindest, das ist ein alter Opa, mein Nachbar. Ich glaube, da muss man immer so ein bisschen aufpassen.“ (Toni: 446–450)*

Diese Annahme bestätigt sich auch in Beates Verhältnis zu ihren Online-Kontakten, die einen speziellen Fall von Beziehungsmanagement im Coming-Out darstellen. Als sie sich mit diesen Personen online (sozusagen nebenbei) über queer-lesbische Lebensweisen und BDSM austauschte, kannte sie diese bereits länger (online) und hatte ein gewisses Vertrauensverhältnis zu ihnen aufgebaut.

### 5.3.3 Identitätsmanagement: Die stigmatisierte Identität geheim halten

Zum Identitätsmanagement und der Auseinandersetzung mit der Frage „Wer bin ich?“ wurde das Internet von den Interviewten dieser Studie kaum verwendet. Weder fanden Selbstthematierungen als queer-lesbische Person auf eigenen Profildaten statt noch verfassten die Befragten Blogs oder veröffentlichten selbsterstellte Videos, in denen sie ihre queer-lesbische Identität oder Lebensweise behandelten. Wolf beschreibt, wie lesbische Mädchen und Frauen lernen, abzuschätzen, ob eher positive oder negative Reaktionen von ihrem Umfeld zu erwarten sind, und oft erst in vorsichtigen Schritten und Andeutungen ihr Coming-Out und die öffentliche Thematisierung ihrer queer-lesbischen Identität wagen (vgl. Wolf 2004: 64, 100). Nicht nur hatten die Interviewten selbst ambivalente bis negative Gefühle gegenüber ihrer eigenen queer-lesbischen Identität, viele hatten auch Angst vor den Reaktionen ihres Umfelds und davor, dass dieses ihr Interesse für queer-lesbische Inhalte entdeckt. Es ist daher nachvollziehbar, dass die Selbstthematierung der queer-lesbischen Identität im Internet in der Zeit des Coming-Out, in welcher ein eigener Umgang mit einer queer-lesbischen Identität erst noch entwickelt und verfestigt werden muss, wenig attraktiv erscheint, was auch dem geringen Interesse an einer experimentierenden Online-Kommunikation mit unbekanntem Kontakten im Internet, die sich im Beziehungsmanagement der Befragten zeigte, entspricht.

Das Internet bietet aber auch queer-lesbische Teilöffentlichkeiten, wie etwa Chats oder Plattformen, die als relativ sicherer Raum der Selbstthematierung wahrgenommen werden können. Allerdings, so haben die Befunde zum Beziehungsmanagement gezeigt, begaben sich die Befragten erst dann in diese

Öffentlichkeiten und gaben sich damit erst dann online als queer-lesbisch zu erkennen, als sie schon erste Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen außerhalb des Internets hatten und größtenteils offen queer-lesbisch lebten. Vor allen Dingen Lesarion wurde zu diesem Zeitpunkt als Mittel zum Zweck der Kontaktaufnahme genutzt und weniger zur aktiven Selbstthematization als queer-lesbisch. Identitätsmanagement im Internet ist während des Coming-Out damit fast gar nicht relevant. Vielmehr fanden Selbstthematization und -reflexion, inspiriert durch angesammeltes Wissen über queer-lesbische Lebenswelten und durch erste Kontakte außerhalb des Internets, eher im Stillen statt – oft in einer langen Zeit der Isolation, „in der die jeweilige Person sich weitgehend auf sich selbst gestellt mit ihrer soziosexuellen Identität auseinandersetzt“ (Wolf 2004: 62).

## 5.4 Internetnutzung als praktische Ressource im Coming-Out

Das folgende Kapitel arbeitet heraus, inwiefern die Nutzung des Internets im Prozess des Coming-Out eine ganz praktische Ressource sein kann. Dabei werden zum einen die Anonymität und die Zugänglichkeit von Wissen zu queer-lesbischen Themen, die das Internet bietet, hervorgehoben sowie zum anderen die Erleichterung der Herstellung von Kontakten durch das Internet.

Diese praktischen Ressourcen, die darüber hinaus emotionale Ressourcen freisetzen (vgl. Kap. 5.5), führten nach Angaben fast aller Befragten insgesamt dazu, dass ihr Coming-Out-Prozess nach ihrer eigenen Einschätzung durch die Nutzung des Internets erleichtert und/oder beschleunigt wurde. Annika stellt dazu zusammenfassend fest: „Ich glaube einfach, dass es viel länger gedauert hätte ohne das Internet, weil man dann viel länger braucht, irgendwas zu finden.“ (Annika: 387f.) Auch Beate vermutet, durch ihre Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen online Berührungängste und Hemmungen bei der Suche nach Kontakten außerhalb des Internets schneller abgebaut zu haben:

*„Zu der Coming-Out-Gruppe wäre ich wahrscheinlich gegangen, aber ich kann mir schon vorstellen, dass ich dann vielleicht nicht unbedingt jetzt im Herbst gegangen wäre, sondern erst bei der nächsten im Frühjahr. Dass ich, glaube ich, dann noch ein bisschen mehr, länger Zeit gebraucht hätte, um das für mich anzunehmen.“ (Beate: 653–657)*

### 5.4.1 Anonymität und Zugang zu Wissen

Ein Hauptgrund, warum die Internetnutzung im Coming-Out eine praktische Ressource darstellt, ist die Tatsache, dass das Internet Zugang zu Wissen ermöglicht, das außerhalb des Internets insbesondere zu Beginn des Coming-Out nicht ohne Weiteres zugänglich ist. Darüber hinaus kann dieses Wissen anonym und unbemerkt erworben werden:

*„Es ist eben auch ein sehr anonymer Platz, wenn man sich erst mal an seinen Computer setzt und die Sachen googelt, weil das ja wahrscheinlich erst mal niemand mitbekommt“ (Iris: 239–241).*

Was eine Person im Internet macht, wird von ihrem persönlichen Umfeld außerhalb des Internets nicht bemerkt und die eigene Identität bleibt im Internet auch gegenüber anderen Usern unbekannt: „Du kannst alles machen, was du willst, ohne dass direkt jemand weiß, wer du bist.“ (Toni: 646f.) So ist es auch innerhalb eines gegenüber queer-lesbischen Lebensweisen ablehnenden Umfelds möglich, sich online in einem anonymen Rahmen mit queer-lesbischen Themen auseinanderzusetzen.<sup>36</sup>

Diese Anonymität des Internets ist auch ein großer Vorteil gegenüber Büchern oder Filmen. Denn bei diesen Medien stellte sich für die Befragten das Problem, wo die Bücher oder Filme selbst und wo Informationen zu den queer-lesbischen Titeln zu bekommen sind. Katja fand zwar bei ihrer Oma Bücher, „in denen auch Lesben drin vorkamen“ (Katja: 203), die sie dann las, stellt damit aber eine Ausnahme unter den Befragten dar. Micha wagte nicht, solche Titel im Buchladen zu erwerben oder in der Bücherei auszuleihen (vgl. Micha: 271–281). Auch Annika weist darauf hin, dass es Momente im Coming-Out gebe, in denen der Mut, sich ein lesbisches Buch auszuleihen, möglicherweise noch nicht vorhanden sei (vgl. Annika: 123–125).

<sup>36</sup> Allerdings sei darauf hingewiesen, dass diese Anonymität vorwiegend in Bezug auf die Recherche und Rezeption von Inhalten für die Befragten relevant war, während die Kommunikation online trotz oder vielleicht auch aufgrund der Anonymität im Internet zunächst nicht interessant war (vgl. Kap. 5.3.2).

Das Internet hingegen macht diese Informationen zugänglich, ohne dass das soziale Umfeld die entsprechenden Recherchen bemerkt, was insbesondere in den Anfängen des Coming-Out von den Befragten genutzt wurde: „Das Internet habe ich am Anfang besonders genutzt, um zu gucken, was für Filme oder Bücher es zu dem Thema gibt.“ (Iris: 138f., vgl. auch Katja: 549f.; Sasha: 274–276) Einzig Chantal und Toni, deren Coming-Out-Erfahrungen sich durch ein schnelles Ausleben ihrer Gefühle auszeichneten, waren weniger an diesen Informationen interessiert. Für die Frage nach der Aufnahme von Kontakten war die Anonymität des Internets allerdings weniger relevant bis verunsichernd (vgl. Kap. 5.3.2)

Neben der Anonymität bei der Internetnutzung wurde auch die Zugänglichkeit von Informationen durch die Befragten hervorgehoben. Sie betonen einerseits die Schnelligkeit, mit der diese erlangt werden können (vgl. Toni: 650f.; Annika: 387f.) und andererseits überhaupt die Möglichkeit, sie zu finden (vgl. Katja: 559–567; Annika: 434–439). Für Annika betrifft dies insbesondere Informationen zu Orten, wo andere queer-lesbische Personen getroffen werden können:

*„Wo dann irgendwie ne Bar ist und bis man da alleine reingeht oder selbst so ein Jugendtreff oder so zu finden, ist, glaube ich, ohne das Internet schwieriger“ (Annika: 389f.).*

Durch eine erste Orientierung im Internet sei es möglich, sich erst mal „einen Eindruck zu verschaffen, was so existiert und was es da so gibt“ (Iris: 172f.), und dann die Orte aufzusuchen (vgl. Kap. 5.5). So ging Iris erst nach einer ausführlichen Internetrecherche zu einer queer-lesbischen Beratungsstelle. Für Katja, Micha und Sasha war der Einblick in Lebenswelten queer-lesbischer Personen besonders wichtig (vgl. Katja: 559–567; Micha: 359f.; Sasha: 792, 829–834). Der Raum für all diese Special-Interest-Informationen im Internet und die Möglichkeit, sie von jedem internetfähigen Computer (oder anderem Gerät) zu erreichen, machen das Internet gegenüber anderen Medien in der Zeit des Coming-Out besonders interessant. Durch die geringen Barrieren, selbst Inhalte zu produzieren und über das Internet zu veröffentlichen, sind heute auch viele Inhalte von und für Lesben und Queers im Netz zu finden.

Besonders vor dem Hintergrund der geringen Aufklärung und Wissensvermittlung zum Thema queer-lesbischen Lebens hebt Iris die Möglichkeit hervor, im Internet „einfach erst mal drauflos [...] forschen“ (Iris: 494) zu können. Katja betont, im Internet nach ihrem eigenen Rhythmus recherchieren zu können und sich die Art der Information, die sie gerade braucht, suchen zu können. So könne sie entscheiden, ob sie gerade einen „Wörterbucheintrag“, den schwelgenden Erlebnisbericht von einer Pubertierenden oder „etwas Klinisches“ lesen möchte (vgl. Katja: 493–499).

Einschränkend ist über die Internetnutzung während des Coming-Out – wie bei der Nutzung anderer Medien auch – hier noch einmal zu erwähnen, dass der Wunsch nach Recherche oder nach Kontakten abhängig ist von eigenen Ängsten oder Vorurteilen gegenüber queer-lesbischen Lebensweisen. Diese können so stark wirken, dass selbst die bloße Suche im Internet bereits bedrohlich erscheint und es bei einer Verdrängung bleibt. Annika erklärt dazu:

*„Man muss ganz stark [...] Zeitabschnitte [im Coming-Out] unterscheiden. [...] Ob ich mich das überhaupt traue, im Internet anzugucken, oder ob ich mir die Bücher in der Bücherei sogar ausleihe oder nicht ausleihe oder ...“ (Annika 123–125).*

#### 5.4.2 Erleichterung der Kontaktaufnahme

Durch verschiedene Aspekte der Internetnutzung konnte im Coming-Out der Interviewten die erste Kontaktaufnahme zu anderen queer-lesbischen Frauen erleichtert werden. Erstens geht es dabei um die Möglichkeit, sich über das Internet im Vorhinein über mögliche Orte der Kontaktaufnahme, wie beispielsweise queer-lesbische Beratungseinrichtungen, zu informieren. Zweitens wurden von zwei Befragten direkt im Internet Kontakte hergestellt.

*„Die Kontaktaufnahme zu anderen Lesben stellt [...] für viele Mädchen und Frauen im Coming-Out zunächst einmal eine Hürde dar, da ihnen lesbische Treffpunkte in ihrer Nähe oft nicht bekannt sind*

*oder sie nicht wissen, wie sie in Kontakt zu anderen Lesben kommen können. Informationen über die lesbische Community können [...] durch Hinweise von Bezugspersonen, durch die Medien, über das Internet und über Angebote von Lesbenberatungsstellen [erlangt werden].“ (Wolf 2004: 108)*

Wie von Wolf vermutet, kann das Internet wichtige Informationen liefern, um diese Hürde zu bewältigen. Denn

*„um dann zu wissen, wo dann eine Bar ist und bis man da alleine reingeht oder selbst so einen Jugendtreff oder so zu finden, ist, glaube ich, ohne das Internet schwieriger, weil man ... dann müsste man ja irgendwo Plakate sehen und müsste sich dann trauen, da allein irgendwo hinzugehen, wo eine dicke, fette Regenbogenflagge hängt oder wo draufsteht, dass es lesbisch ist.“ (Annika: 388–392)*

Wie Annika nutzten mehrere Befragte das Internet als Möglichkeit, um sich über queer-lesbische Orte und kulturelle Angebote in ihrer Nähe zu informieren (vgl. Chantal: 244f.; Beate: 570f.; Katja: 451–457; Toni: 171–174). Neben der fehlenden Kenntnis queer-lesbischer Orte beschreibt Annika außerdem den fehlenden Mut, diese allein zu besuchen. Eine Schwierigkeit, die auch Beate konkret im Zusammenhang mit dem Aspekt, wie erste Kontakte herzustellen seien, anspricht. Als für sie immer deutlicher wurde, dass sie nun gern „was mit Frauen haben würde“ (Beate: 116), stellte sie sich die Frage:

*„Wie lernst du denn jetzt überhaupt welche kennen? Das ist voll schwierig. Vor allem, weil ich jetzt nicht mutig war, jetzt gleich auf so eine Party zu gehen, ohne jemanden zu kennen.“ (Beate: 117–120)*

Eine verbreitete Art, mit diesem Problem umzugehen, war die Online-Suche nach queer-lesbischen Beratungseinrichtungen, die schließlich von einem Teil der Befragten als einer der ersten Schritte im Coming-Out kontaktiert wurden (vgl. Beate: 120f., 316–318; Iris: 165–178; Katja: 37–44; Toni: 166f.).

In diesem Punkt fungiert das Internet sozusagen als Adressbuch und Instrument der Recherche, was auf den ersten Blick banal erscheint. Sich von zuhause zunächst „einen Eindruck zu verschaffen, was so existiert und was es da so gibt“ (Iris: 172f.) und „welchen Dingen die so fröhnen“ (Iris: 188), kann allerdings bedeutend sein. Iris erklärt dazu:

*„Ich glaube, das ist eine ziemlich große Hemmschwelle, einfach so irgendwo hinzugehen, und ich glaube, das ist wesentlich einfacher, das erst mal bei Google einzugeben und sich dann darauf vorzubereiten.“ (Iris: 241–244)*

Das Internet ermöglichte den Befragten, sich zunächst von zu Hause aus zu orientieren und zu recherchieren, welche Angebote es gibt, um dann tatsächlich den Kontakt zu suchen. Diese erste Orientierung kann Hemmungen und Scheu vor den Kontakten verringern und es den Personen vereinfachen, aus ihrer sozialen Isolation herauszutreten. Insgesamt geben bis auf Micha und Sasha alle an, das Internet genutzt zu haben, um sich über queer-lesbische Einrichtungen und Stammtische und/oder Orte wie Kneipen und Diskotheken informiert zu haben.

Die zweite Art der Erleichterung, Kontakte aufzunehmen, betrifft das aktive Anschreiben im Internet, um queer-lesbische Kontakte zu erweitern. Für Micha war vor allem die Möglichkeit des Austauschs über geographische Grenzen hinweg bedeutsam. Als sie zwar schon relativ offen queer-lesbisch, aber noch bei einem ihrer Elternteile auf dem Land lebte, konnte sie sich trotz ihres heterosexuellen Freund\_innenkreises über das Internet mit anderen über queer-lesbische Themen austauschen (vgl. Micha: 314–329). Über die Städteseite von Lesarion schrieb Micha Personen an, die in der nächsten größeren Stadt lebten. Mit einer Person entstand so ein intensiver Austausch per E-Mail über „dieses ganze Outing-Zeug“ (Micha: 311) und „dieses Unwohlsein“ (Micha: 311), auf den schließlich eine enge Freundschaft folgte (vgl. Micha: 299–311).

Für Annika war das Internet als Instrument der Kontaktaufnahme nach ihrem Umzug in eine andere Stadt wichtig. Auch sie schrieb über die Städteseiten bei Lesarion Personen in der neuen Stadt an und ging schließlich mit einer auf diesem Wege kennengelernten Person auf ihre erste Frauenparty. Obwohl sich dieser erste Kontakt nicht intensivierte, nahm sie die Möglichkeit als unterstützend wahr

(vgl. Annika: 84–90). Später ergaben sich sogar Liebesbeziehungen aus diesen Kontakten (vgl. Annika: 70–78). Annika resümiert,

*„dass man im Internet alles finden kann und [...] dass jeder irgendwo Leute findet. [...] Ja, es gibt einfach für alles irgendwelche Communitys, wenn man sie nur sucht und findet. Und das macht, glaube ich, schon einen großen Unterschied. Dass viele Leute dann nicht mehr so individualisiert sind, sondern mehr Möglichkeiten haben, auch wenn sie auf dem Land wohnen und nicht so viel Geld haben, nach New York City zu ziehen oder nach Berlin.“ (Annika: 434–439)*

Dies trifft auch auf Michas Situation zu.

## 5.5 Internetnutzung als emotionale Ressource im Coming-Out

Durch die praktischen Ressourcen, die das Internet im Coming-Out bietet, werden zugleich emotionale Ressourcen freigesetzt. Das bloße Wissen um die Existenz anderer queer-lesbischer Personen, der Abbau von eigenen Vorurteilen gegenüber queer-lesbischen Frauen und die Konkretisierung queer-lesbischer Lebenswelten führen dazu, dass anfängliche Ängste und das Gefühl, als queer-lesbische Person komisch oder schrecklich zu sein, abgemildert werden. Die Herausforderung, die gesellschaftlich stigmatisierte queer-lesbische Lebensweise im Coming-Out-Prozess positiv umzudeuten, erfährt so durch die Internetnutzung auch auf emotionaler Ebene Unterstützung.

Auffällig ist dabei, dass die positiven Auswirkungen der Internetnutzung auf die Selbstwahrnehmung sich nach Angaben der Befragten vor allen Dingen durch die Rezeption von Informationen und Wissen zu Beginn ihres Coming-Out-Prozesses entfalteten. Micha erläutert, das Internet sei „vor allem in der Anfangsphase“ (Micha: 406) bedeutsam gewesen. Ähnlich äußern sich auch Iris und Katja. Das Internet habe sie „in der ersten Zeit“ (Iris: 493) „auf jeden Fall weiter gebracht“ (Iris: 492) und sei „der erste Schritt gewesen“ (Katja: 782), auf den in einem zweiten Schritt die persönliche Kontaktaufnahme folgte. Katja stellt fest: „Den Anfang hat das Internet gemacht, ganz klar“ (Katja: 788f.).

Vor allem in der Zeit, als die Befragten noch keine oder kaum Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen hatten und sich selbst mit ihren eigenen queer-lesbischen Gefühlen auseinandersetzten, war das Internet für die eigene Selbstwahrnehmung besonders relevant:

*„Tatsächlich dadurch, dass meine persönlichen Kontakte erst später kamen [...], hat das Internet dann schon eine wichtige Rolle für mich gespielt. Ich glaube, ich wäre trotzdem dazu gekommen, mich irgendwann als lesbisch zu definieren. Aber ich glaube, es wäre mir schwerer gefallen. Ich hätte mich, glaube ich, länger komisch gefunden oder hätte das komisch gefunden.“ (Micha: 670–674)*

Im Folgenden wird genauer dargestellt, inwiefern die Nutzung des Internets auf emotionaler Ebene unterstützend sein kann.

### 5.5.1 Das Wissen um die Existenz anderer: „Ich bin nicht allein“

Das Internet stellte ein besonderes Instrument dar, um die Unsichtbarkeit queer-lesbischer Lebensweisen in der Gesellschaft zu durchbrechen und den Befragten aufzuzeigen, dass entgegen der öffentlichen Wahrnehmung eine Vielzahl von Personen ein queer-lesbisches Leben führt. Dieses Wissen wirkte sich positiv darauf aus, wie sie sich selbst wahrnahmen, und stärkte so ihr Selbstbewusstsein.

Chantal erklärt, sie fühlte sich „selbstsicherer“, weil sie wusste, „es gibt noch tausend andere [queer-lesbische] Leute“ (Chantal: 326). Durch die Geschichten, die sie im Internet las, und die Bücher, die sie im Internet bestellte, hatte Micha nicht mehr das Gefühl: „Boah, das ist was ganz Komisches, was ganz Schlimmes. Sondern es gibt auch andere.“ (Micha: 390) Auch Iris erläutert, wie das Wissen, nicht die Einzige zu sein, das sie in fiktionalen Inhalten im Internet fand, positive Wirkungen auf sie hatte:

*„Es hat mein Selbstbewusstsein auf jeden Fall verändert, dass ich für mich selber festgestellt habe, dass ich nicht die Einzige bin, der es so geht, was ja eigentlich von vornherein jedem wahrscheinlich klar ist. Aber es ist trotzdem noch mal ein Unterschied da, sich dann ein bisschen mit dem Thema zu beschäftigen.“ (Iris: 297–300)*

Dabei weist sie darauf hin, dass die Existenz queer-lesbischer Personen in der Gesellschaft zwar relativ bekannt ist, das Internet dieses abstrakte Wissen jedoch konkretisiert und daher besser greifbar macht (vgl. auch Kap. 5.5.3).

Die folgenden Angaben von Sasha beziehen sich zwar auf ihren\_seinem Coming-Out-Prozess als genderqueer, sind den von Chantal, Micha und Iris beschriebenen Erfahrungen aber sehr ähnlich:

*„Also es war nicht, dass ich das Gefühl hatte, ich habe Info XY bekommen und jetzt geht es mir damit viel besser. Sondern einfach, dass ich die ganze Zeit wusste, ich bin nicht allein. Auch gerade in dieser Anfangsphase, ich bin nicht allein und ich komme an Infos, die auch andere Menschen sehen, [...] die ähnlich fühlen, denken, Interesse haben, und das war, glaube ich, hauptsächlich dieses Ding: Es stimmt schon alles mit mir. Ich bin jetzt nicht irgendwie komisch oder nicht normal oder keine Ahnung.“ (Sasha: 753–758)<sup>37</sup>*

Allein dadurch, dass queer-lesbische Lebenswelten und Personen für die Befragten im Internet sichtbar und auffindbar wurden, zeigte die Internetnutzung während des Coming-Out positiv Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung der Interviewten.

### 5.5.2 Der Abbau (eigener) Vorurteile: „Das war in meinem Ursprungsbild von einer lesbischen Frau gar nicht vorhanden“

Neben dem bestärkenden Gefühl, nicht allein zu sein, zeigten die Interviews auch, wie die Befragten eigene Vorurteile, die der Entwicklung eines selbstbewussten Umgangs mit der eigenen queer-lesbischen Identität im Weg standen, durch die Internetnutzung abbauen konnten.

Beate und Katja hatten beide ein Bild von queer-lesbischen Frauen als „männliche“ Frauen vor Augen, mit dem sie sich nicht identifizieren konnten, sodass für sie eine queer-lesbische Lebensweise zunächst nicht infrage kam (vgl. Beate: 267–273; Katja: 528–536). Katja erklärt:

*„Das war in meinem Ursprungsbild von einer lesbischen Frau gar nicht vorhanden, gut, die kann auch weiblich sein. Das hat auch dazu beigetragen, dass ich lange nicht auf die Idee gekommen bin, dass ich selber lesbisch bin, weil ich seit meiner Jugendweihe auch sehr weiblich bin und ich das einfach nicht mit lesbisch in Verbindung gebracht habe, obwohl es schwachsinnig ist.“ (Katja: 531–536)*

Ihre Vorurteile konnten sie allerdings auf verschiedenen Wegen im Internet abbauen. Katja stieß auf einen Blog<sup>38</sup> über feminine Lesben, der ihr verdeutlichte, dass queer-lesbische Frauen keinesfalls männlich sein müssen. Beate erklärt, sie wäre selbst nicht auf die Idee gekommen, den Kontakt zu anderen queer-lesbischen Personen zu suchen, da sie der Meinung war, dann ausschließlich Personen anzutreffen, die ihren Klischees entsprachen. Ihr kam das Internet unterstützend zu Hilfe, indem sie im Forum der Fan-Plattform einer TV-Serie Personen kennenlernte, die lesbisch oder bi leben oder „auf BDSM stehen“ (Beate: 232). Diese Kontakte hätten ihren eigenen Horizont erweitert (vgl. Beate: 256). So konnte sie sich langsam an den Gedanken gewöhnen, „dass man das auch machen kann oder dass man das machen kann, ohne dass das jetzt gleich ganz schlimm ist.“ (Beate: 233–234) Anschließend ergänzt sie: „Dann hab ich mich, glaub ich, ganz sukzessive angenähert.“ (Beate: 234f., vgl. Beate: 220–235, 250–273; Katja: 528–536, 579–590)

Die Äußerungen von Beate und Katja verdeutlichen anschaulich, wie die Nutzung des Internets den Abbau verinnerlichter Vorurteile befördert und so den Weg aus den gesellschaftlich dominanten heterosexuellen Normen und Diskursen erleichtern kann. Beide haben für sich selbst eine queer-lesbische

<sup>37</sup> Die Angaben von Sasha beziehen sich in diesem Fall auf ihren Coming-Out-Prozess als genderqueer. In Bezug auf ihr lesbisches Coming-Out gibt sie an: „da war es eher ohne Internet“ (Sasha: 629). Allerdings ist auffällig, dass ihre Aussagen zu ihrem „zweiten“ Coming-Out sich mit den Aussagen der anderen Befragten zu ihrem „lesbischen“ Coming-Out inhaltlich decken. Nicht nur scheint es daher gerechtfertigt, die Äußerungen von Sasha hier ebenfalls anzuführen, sondern diese Erkenntnis wirft auch weitere Fragen auf: erstens hinsichtlich der Bedeutung des Internets für Personen, die nicht in die zweigeschlechtliche Ordnung der Gesellschaft passen (z. B. Trans\*Personen) sowie zweitens in Bezug auf die Übertragbarkeit auf andere Situationen bzw. andere stigmatisierte oder ausgegrenzte Gruppen, wie beispielsweise Menschen mit Behinderung.

<sup>38</sup> [www.femininelesbians.wordpress.com](http://www.femininelesbians.wordpress.com).

Lebensweise lange nicht für möglich gehalten, obwohl ihnen bewusst war, dass sexuelle oder romantische Beziehungen mit Männern für sie nicht interessant waren. Beate erkannte zwar, dass sie sich auch für Frauen interessierte und bezeichnete sich als bi, aber aktiv den Kontakt zu anderen Frauen zu suchen oder von sich selbst als lesbisch zu sprechen, hatte keinen Platz in ihrer Vorstellung. Interessant ist auch, dass Beate in ihrer Schulzeit eine enge lesbische Freundin hatte, die nicht ihren klischeehaften Vorstellungen entsprach. Dennoch legte Beate ihre Klischees nicht ab, wenn sie über sich selbst als queer-lesbisch nachdachte.

Während die Interviewten, die im Zuge ihres Coming-Out ambivalente Gefühle durchlebten, durch das Wissen um die Existenz anderer darin bestärkt wurden, dass nichts an ihren Gefühlen falsch ist, trug das Internet bei Beate und Katja dazu bei, dass sich durch den Abbau der eigenen Vorurteile ihre Selbstwahrnehmung veränderte. So wurde eine queer-lesbische Lebensweise, die sie heute selbstbewusst leben, erstmals auch in Bezug auf ihre eigene Person denkbar.

### 5.5.3 Konkretisierung queer-lesbischer Lebenswelten: „Dass das möglich ist“

Auch das Wissen darüber, wie Leben und Lieben mit einer Frau konkret aussehen kann, das durch das Internet zugänglich wurde, wirkte sich positiv auf die Selbstwahrnehmung der Interviewten aus. Ein Beispiel ist die Frage, wie Sex zwischen Frauen aussehen könnte. Hierzu haben viele Mädchen und Frauen oft keine Vorstellungen, während gleichzeitig wenig zutreffendes Wissen vermittelt wird oder zugänglich ist. Das Internet stellt hier eine Ausnahme dar. Mehrere Befragte waren an Informationen zu sexuellen Praktiken interessiert (vgl. Barbara: 291; Toni: 173; Chantal: 325). Chantal macht deutlich, wie sie sich durch Wissen aufgeklärter und selbstsicherer gefühlt habe (vgl. Chantal: 327f.), aber sie kritisiert auch die sexistischen und pornographischen Inhalte, auf die sie bei ihrer Suche ungewollt gestoßen ist (vgl. Chantal: 335).

Katja hingegen wurde im Internet ganz allgemein die Möglichkeit eines queer-lesbischen Lebensentwurfs als Alternative zu heterosexuellen Lebensweisen konkret vor Augen geführt. Durch die Schule wusste sie, lesbisch bedeutet, „dass eine Frau eine Frau liebt“ (Katja: 228). Durch die Rezeption von Informationen im Internet<sup>39</sup> wurde ihre Vorstellung konkreter. Sie habe immer mehr verstanden,

*„dass eine Frau nicht nur eine Frau lieben kann, sondern auch mit ihr Sex hat oder Kinder großzieht, in einer Partnerschaft lebt, wie meine Mutter und mein Vater beispielsweise. Dass es sozusagen eine gleichwertige Lebensform ist“ (Katja 229–231).*

Später führt sie aus, wie sich diese Informationen auf ihr Selbstbewusstsein ausgewirkt haben:

*„Dass ich vielleicht auch das Bedürfnis habe, mit meiner Freundin zu kuscheln oder mich auch anzulehnen oder zu schlafen oder das überhaupt auch erst mal zu wollen. Dass das möglich ist. Oder dass ich eine Partnerschaft oder eine sehr enge Beziehung mit einer Frau haben möchte. Und dass das nicht abwegig ist. Das hat mich schon selbstbewusster gemacht in meiner Art zu leben und es auch zu akzeptieren“ (Katja: 578–583).*

Die Konkretisierung queer-lesbischer Lebenssituationen scheint Katja hier als Orientierung zu dienen. Nach der Beschreibung der Vorzüge einer von ihr gern genutzten Internetseite<sup>40</sup>, die allgemein queer-lesbische Themen behandelt und auch Informationen über Partnerschaften sowie Kontaktanzeigen beinhaltet, betont sie mehrfach: „Mir ist es wichtig, dass solche Möglichkeiten bestehen“ (Katja: 565), was vermuten lässt, dass diese Möglichkeiten ihrem Empfinden nach vorher nicht bestanden.

Auch Sasha inspirierten die Informationen aus dem Internet, zeigten ihr neue Möglichkeiten auf und machten sie selbstsicherer. In seinen Aussagen geht es dabei eher um die Frage der Geschlechtsidentität, wobei seine Gedanken denen von Katja sehr ähnlich sind. Genau wie Katja wahrnahm, es gebe keine Möglichkeiten, von der heterosexuellen Norm abzuweichen, sah sich Sasha gefangen zwischen lesbisch auf der einen Seite und einer transsexuellen Identität, inklusive der Veränderung des biologischen Geschlechts, auf der anderen Seite. Sasha fühlte sich nicht mehr als Frau, sodass lesbisch als Lebensentwurf

<sup>39</sup> An dieser Stelle konkretisiert sie nicht genau, welche Informationen sie meint, nennt aber im Interview hauptsächlich zwei Quellen: [www.lesben.org](http://www.lesben.org) und [www.feminelesbians.wordpress.com](http://www.feminelesbians.wordpress.com) (vgl. Katja 526–530).

<sup>40</sup> [www.lesben.org](http://www.lesben.org).

nicht mehr passte, eine Umwandlung ihres biologischen Geschlechts entsprach allerdings auch nicht dem, was sie\_er wollte. Als Sasha die Bezeichnung „genderqueer“ (vgl. Kap. 5.2) sowie andere genderqueere Menschen entdeckte, die in Videos auf YouTube von ihrem Leben und von ihren Erfahrungen erzählten, hatte das eine starke Wirkung auf ihn:

*„Genau, und dann fühle ich mich schon wohler, wenn ich sagen kann: ‚Ok, es gibt genderqueer aller couleur‘, [...] wo ich auch sagen kann, das kann ich davon greifen, das kann ich davon abgreifen. Also nicht als mein Weg für mich, sondern als Optionen und Lebensentwürfe.“ (Sasha: 329–334)*

Hier geht es, wie in Kap. 5.5.1 aufgezeigt, darum, sich durch das Wissen um die Existenz anderer Personen, deren Erfahrungen und Gefühle den eigenen ähnlich sind, selbstsicherer darin zu fühlen, ein von der Norm abweichendes Leben zu führen. Gleichzeitig wird deutlich, wie dieses Leben überhaupt erst als Möglichkeit und Option in Betracht gezogen wird.

In diese Richtung könnte auch das allgemeine Bedürfnis nach „Geschichten“ (Sasha: 327) und „Lebensrealität“ (Micha: 359), welche die Interviewten geäußert haben (vgl. Kap. 5.2), interpretiert werden. Das Wissen um den konkreten Lebensalltag führt nicht nur zum Abbau von Vorurteilen und Berührungsängsten, sondern auch dazu, dass Lebensrealitäten von queer-lesbischen Personen nicht mehr so abstrakt sind und an Anschaulichkeit gewinnen – auch für sich selbst.

## 5.6 Risiken der Internetnutzung im Coming-Out: Privatheit und Öffentlichkeit

Neben den positiven Effekten, die im Zentrum dieser Untersuchung stehen, ließen sich auch Risiken der Internetnutzung während des Prozesses des Coming-Out feststellen. Diese ergeben sich aus dem Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit, deren Grenzen heute insbesondere durch die sogenannten Teilöffentlichkeiten des Social Webs (vgl. Kap. 3.1) aufgeweicht werden.

In einigen Fällen (Sasha, Toni) kam es im Internet zu einem unfreiwilligen Coming-Out. Toni berichtet, ihr Coming-Out habe via Facebook stattgefunden. Der Eintrag ihrer damaligen Freundin auf ihrer Pinnwand „Wochenende war total toll. [...] Ich liebe dich über alles.“ (Toni: 113) führte zu Nachfragen in der Schule, denen sie offensiv entgegentrat:

*„Dann musste ich mich halt am Montag erklären. Und dann dachte ich, schieß drauf. Du bist in deiner Klasse eh so ein bisschen Außenseiterin. Hab' ich mich offensiv geoutet und dann war das auch irgendwie nicht so das Problem.“ (Toni: 114–116)*

Abschließend gibt sie zwar an, froh über dieses unfreiwillige Outing gewesen zu sein, weil der Schritt in die Öffentlichkeit besonders schwierig sei (vgl. Toni: 713–726), betont aber gleichzeitig wiederholt, dass diese Situation auch viel unangenehmere Folgen hätte haben können:

*„Wie gesagt, ein Satz [...] kann dein Leben erst mal sehr ändern. Wenn ich jetzt auf irgendeiner anderen Schule gewesen wäre, die sehr sehr viel homophober gewesen wäre, was hätte ich machen sollen?“ (Toni: 705–707)*

Sasha erlebte im Laufe ihres Coming-Out etwas Vergleichbares, wenn auch bewusst Provoziertes. Als ein Freund sich, um sie zu ärgern, ohne ihr Wissen in ihr StudiVZ-Profil einloggte und zweideutige Mitteilungen versendete, die auf ihre queer-lesbische Lebensweise schließen ließen, war sie bei ihren Freund\_innen schon weitgehend geoutet. Doch gegenüber ihren Eltern, alten Freund\_innen und Bekannten, die in anderen Städten wohnten, war sie es noch nicht. Da die Posts, die der Freund in ihrem Namen versendete, nicht ganz eindeutige queer-lesbische Bezüge hatten (bzw. nicht von allen als queer-lesbische erkennbar waren), kam die einzige Rückmeldung „zum Glück“ (Sasha: 457) von einer Person, die Sasha aus ihrer Schulzeit kannte: „Ja, Sasha, bist du auch lesbisch? Willkommen im Club.“ (Sasha: 444, vgl. auch Sasha: 415–457)



Insbesondere Tonis Beispiel verweist auf den Unterschied zwischen wahrgenommener und tatsächlicher Privatheit und Öffentlichkeit in den Teilöffentlichkeiten des Social Web. Oft werden Räume im Internet von den Nutzer\_innen als privat wahrgenommen, obwohl deren Inhalte für weitere Personen sichtbar sind – darunter unbekannte genauso wie bekannte Personen wie Klassenkamerad\_innen, Eltern etc. (vgl. Boyd 2014). Während Tonis Freundin eher unbedarft handelte, scheint der Freund von Sasha die Möglichkeiten und den Grad der Verbreitung und Öffentlichkeit innerhalb von Netzwerkplattformen durchaus gewusst zu haben. Beide Ereignisse verweisen damit auf Risiken, die sich im Prozess des Coming-Out durch die Internetnutzung ergeben können und die sich weitestgehend auf die ungewollte Veröffentlichung von Aspekten zur eigenen queer-lesbischen Lebensweise beziehen.

## FAZIT

Die vorliegende Studie hat sich mit der Frage nach der Bedeutung des Internets im Coming-Out queer-lesbischer Frauen beschäftigt. Ziel der Studie war es, herauszufinden, wie queer-lesbische Frauen das Internet während ihres Coming-Out nutzen und was genau sie an ihrer Internetnutzung als unterstützend für diesen Prozess empfunden haben. Zu klären war, ob bzw. inwiefern das Internet neue, hilfreiche Wege bereitstellt, um mit der Ausgrenzung und Stigmatisierung queer-lesbischer Lebensweisen einen Umgang zu finden und eine eigene queer-lesbische Lebensweise für sich selbst annehmen, etablieren und selbstbewusst leben zu können.

Zunächst ist festzuhalten, dass die Art der Internetnutzung von den jeweils spezifischen Erfahrungen im Coming-Out abhängt. Jedes Coming-Out verläuft entsprechend der jeweils spezifischen Lebensrealitäten unterschiedlich. Verschiedene Aspekte werden als herausfordernd oder bestärkend wahrgenommen und prägen damit, wann Personen in ihrem Coming-Out zum Internet greifen, wie sie es nutzen und auch, inwiefern sie es im Rahmen ihrer Coming-Out-Erfahrungen als unterstützend wahrnehmen.

Nichtsdestotrotz lassen sich allgemeine Erkenntnisse zur Bedeutung des Internets im Coming-Out von queer-lesbischen Frauen formulieren. So hat sich die Annahme nicht bestätigt, das Internet könne ein Experimentierfeld sein, in dem queer-lesbische Frauen auf anonyme Weise zunächst verschiedenste Identitäten erproben und in einen ersten Kontakt und Austausch mit anderen queer-lesbischen Personen treten, bevor sie sich dies auch außerhalb des Internets zutrauen. Vielmehr waren die Online-Tätigkeiten eng mit den Offline-Tätigkeiten verknüpft und von diesen geprägt, sodass sich die beiden Sphären nicht als getrennt, sondern als eng miteinander verwoben verstehen lassen (vgl. etwa Gray 2014: 172f.). Die Interviewten suchten fast ausnahmslos erst dann im Internet Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen, wenn sie außerhalb des Internets bereits erste Kontakte hatten. Auch gaben sie sich erst dann im Internet als queer-lesbisch zu erkennen, wenn sie dies bereits – zumindest teilweise – außerhalb des Internets getan hatten. Das heißt: Online wird im Hinblick auf eine queer-lesbische Lebensweise nur das gelebt, was auch offline als sprechbar und lebbar empfunden wird bzw. was offline bereits gesprochen und gelebt wird.<sup>41</sup>

Dennoch stellt die Nutzung des Internets eine wichtige praktische sowie emotionale Ressource im Coming-Out queer-lesbischer Frauen dar. Bestand bei den Interviewten weitestgehend Klarheit über die eigenen Gefühle und/oder bestanden erste Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen außerhalb des Internets, wurde es als praktisches Instrument geschätzt und genutzt, um weitere Kontakte entweder direkt online herzustellen oder um queer-lesbische Lokalitäten zu recherchieren. Hatten die Interviewten noch keine engeren Kontakte zu anderen queer-lesbischen Personen (online oder offline), bevorzugten sie zwar, offline andere queer-lesbische Personen kennenzulernen. Hierzu recherchierten sie aber vorher im Internet nach Beratungseinrichtungen oder Stammtischen und informierten sich darüber. Die vermeintlich schützende Anonymität von Online-Kontakten scheint im Coming-Out queer-lesbischer Frauen damit eher als verunsichernd wahrgenommen zu werden, anstatt als Möglichkeit, sich anzuvertrauen und offene Fragen zu klären.

Eine emotionale Ressource stellte das Internet insbesondere dann dar, wenn die ersten queer-lesbischen Gefühle empfunden werden und diese als verunsichernd oder sogar als bedrohlich wahrgenommen werden. Im Prozess der Auseinandersetzung, in dem oft mit niemandem über die eigenen Gefühle gesprochen wird – weder offline noch online –, wird das Internet genutzt, um sich lesend Wissen über queer-lesbische Lebensweisen anzueignen. Im Internet wird dieses fehlende Wissen auffindbar, das im Zuge von Sozialisationsprozessen nur selten ausreichend vermittelt wird und in den klassischen Massenmedien nur teilweise sichtbar ist.<sup>42</sup>

Die geringen Hürden und die gängige Praxis, im Internet selbst Inhalte zu produzieren sowie sich auszutauschen, führen zu einer Vervielfältigung an auffindbaren Themen, von denen queer-lesbische Frauen profitieren. Oft waren es von queer-lesbischen Frauen und z.T. explizit für queer-lesbische Frauen erstellte Inhalte oder online sichtbare Kommentare und Diskussionen queer-lesbischer Frauen, die von den Interviewten

<sup>41</sup> Hier liegt möglicherweise ein Unterschied zur Bedeutung des Internets im schwulen Coming-Out. Zumindest kommen Studien zur Internetnutzung im Coming-Out, die nicht explizit queer-lesbische Personen befragten, zu anderen Ergebnissen in Bezug auf die Kontaktaufnahme online (Dhoest/Szulc 2013).

<sup>42</sup> In den letzten Jahren ist aber auch ein Anstieg an lesbischen, queer-lesbischen oder Trans\*Charakteren in TV-Formaten insbesondere aus den USA festzustellen, die auch in Deutschland breit rezipiert werden (z. B. *The L-Word*, *Orange is the New Black*, *Transparent*, *Glee*). Diese Formate sind allerdings fiktionale Formate, während im Internet auch Inhalte von und über real existierende queer-lesbische Personen auffindbar sind.



genutzt wurden, um sich zu informieren und sich Wissen anzueignen. Mary Gray spricht im Zusammenhang mit dieser spezifischen Art von Information über und von real existierenden queer-lesbischen Personen, die durch das Internet sichtbar wird, in Anlehnung an Halberstam (2005) von „Queer Realness“ (Gray 2014).

Der Zugang zu diesem Wissen und die Sichtbarkeit anderer (fiktionaler, aber vor allem real existierender) queer-lesbischer Personen führte dazu, dass sich die Interviewten weniger „komisch“ fühlten, dass sie Ängste und Vorurteile gegenüber queer-lesbischen Lebensweisen abbauten und begannen, sich eine queer-lesbische Lebensweise auch für sich selbst konkret vorstellen zu können. Das heißt, in der Auseinandersetzung mit dem online zugänglichen Wissen wird das Internet zum Instrument, um gesellschaftliche Ausgrenzungen und Stigmatisierungen von queer-lesbischen Lebensweisen individuell zu bearbeiten und um eigene Umgangsweisen damit zu entwickeln.

Für Beratungseinrichtungen, Selbstorganisationen und politische Akteure, die queer-lesbische Mädchen und Frauen in ihrem Coming-Out unterstützen wollen, bedeuten die Erkenntnisse der Studie, dass vielfältige Inhalte über queer-lesbische Lebensweisen im Internet bereitgestellt, gebündelt und verlinkt werden sollten, um dem Drang nach Wissen im Coming-Out zu begegnen. Die Möglichkeit, sich im Internet eingehend über eine Einrichtung informieren zu können, kann außerdem die Hürden für eine Kontaktaufnahme verringern. Gleichzeitig zeigt die Studie auch, dass das im Internet vorhandene Wissen über queer-lesbische Lebensweisen erst dann auffindbar wird, wenn aktiv danach gesucht wird. Bereits diese Suche und die Frage, „ob ich mich das überhaupt traue im Internet anzugucken“ (Annika: 124), können eine Herausforderung im Prozess des Coming-Out darstellen. Daher ist es notwendig, queer-lesbische Lebensweisen in all ihren Facetten in den verschiedenen Bereichen der Öffentlichkeit sichtbar zu machen, um der Bildung von Vorurteilen entgegenzuwirken und queer-lesbisch als Lebensweise für sich und andere vorstellbar(er) zu machen.

Obwohl die Studie explorativ angelegt ist und mit einer kleinen Fallzahl arbeitet, hat sie für die Forschung erste wertvolle Erkenntnisse zur Nutzung des Internets im Coming-Out von queer-lesbischen Frauen erzielen können. Es bedarf nun weiterer Forschung, um diese zu validieren und zu erweitern. Insbesondere das sich ständig wandelnde Medium Internet erfordert eine Forschung, die aktuelle Entwicklungen verfolgt und berücksichtigt. So hat sich die Internetnutzung über mobile Geräte weiter veralltäglicht und die Praxis, selbst Inhalte zu produzieren, ist mittlerweile deutlich gängiger als noch während der Durchführung der Studie bzw. zur Zeit der erfragten Coming-Out-Erfahrungen. Gleichzeitig hat die Studie den engen Zusammenhang der spezifischen Lebensrealitäten mit den Coming-Out-Erfahrungen und einer entsprechenden Internetnutzung herausgearbeitet. Da jede Person „immer auch eine Herkunft, eine Hautfarbe, einen Körper mit einer bestimmten Befähigung oder Beeinträchtigung, eine (oder mehrere) Genderidentität(en)“ besitzt (LesMigraS 2012a: 1), durch die sie in ihren Erfahrungen und Lebensrealitäten möglicherweise auf multiple Weise von gesellschaftlichen Diskriminierungen betroffen ist oder spezifische Handlungsstrategien entwickelt – auch im Coming-Out –, scheint es wünschenswert, das Konzept der Mehrfachzugehörigkeit in der weiteren Forschung zur Bedeutung des Internets im Coming-Out sowie allgemein im Leben queer-lesbischer Frauen stärker zu berücksichtigen. Ein dadurch differenzierter Blick kann die Coming-Out-Erfahrungen und die dazugehörige Internetnutzung möglicherweise zutreffender abbilden. Die beiden Interviews, in denen auch Trans\*-Prozesse und -Erfahrungen thematisiert wurden, zeigen darüber hinaus, dass das Internet insbesondere für Trans\*Personen eine hilfreiche Ressource in ihrem Prozess der Auseinandersetzung mit der eigenen geschlechtlichen Identität darstellen kann (vgl. hierzu auch O’Neill 2014), allerdings auch persönliche Kontakte außerhalb des Internets wichtige Impulse geben, die dann im Internet vertieft werden.

Abschließend bleibt darauf hinzuweisen, dass die Studie verdeutlicht, dass Jugendlichen erstens im Prozess ihres Heranwachsens meist noch immer wenig Wissen über queer-lesbische Lebensweisen vermittelt wird, und dass zweitens eine besondere Herausforderung im Coming-Out noch immer darin besteht, einen Umgang mit Ausgrenzung und gesellschaftlich vermittelten Vorurteilen zu finden – sei es, weil diese selbst verinnerlicht wurden oder im sozialen Umfeld präsent sind. Die Bearbeitung dieser homophoben Diskurse wird durch das Internet zwar individuell erleichtert, aber gleichzeitig erst aufgrund des Bestehens dieser Diskurse in der Gesellschaft notwendig. Der wirkungsvollste Weg, queer-lesbische Mädchen und Frauen in ihrem Coming-Out zu unterstützen, bleibt damit die gezielte und aktive Auseinandersetzung mit der Stigmatisierung und den Ausgrenzungen ihrer Lebensweise.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Akkermann, Antke; Betelt, Sigrid & Daniel, Gabriele. (1996). Nackte Tatsachen. Ergebnisse eines lesbischen Forschungsprojekts. Teil I und Teil II. Zeitschrift für Sexualforschung, (3), 1–24, 140–165.
- Altmann, Myrian-Natalie. (2011). User-generated-content im Social Web. Warum werden Rezipienten zu Produzenten? Berlin: LIT.
- Amberg, Elke. (2011). Schön! Stark! Frei! – Wie Lesben in der Presse (nicht) dargestellt werden. Sulzbach: Ulrike Helmer.
- Anderson, Chris. (2006). The Long Tail. Nischenprodukte statt Massenmarkt. Das Geschäft der Zukunft. Aktualisierte und erweiterte Ausgabe. München: dtv.
- Barabasi, Albert-Laszlo. (2002). Linked. The Science of Networks. Cambridge: Perseus.
- Bauer, Christian Alexander. (2011). User generated content. Urheberrechtliche Zulässigkeit nutzergenerierter Medieninhalte. Heidelberg: Springer.
- Bauer, Robin. (2014). Queer BDSM Intimacies. Critical Consent and Pushing Boundaries. New York: Palgrave Macmillan.
- Becker, Ruth. (1998). Zu kurz gesprungen? Anmerkungen zum vielschichtigen Unbehagen über den Stand feministischer Planung – Überlegungen zu einer Neuorientierung. Frei.Räume, (10), 151–17.
- Benkler, Yochai. (2006). The Wealth of Networks. How Social Production Transforms Markets and Freedom. New Haven/London: Yale University Press.
- Bergmann, Jörg & Ayaß, Ruth. (2006). Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bortz, Jürgen & Döring, Nicole. (2006). Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. 4., überarbeitete Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Boyd, Danah. (2014). It's complicated. The social lives of networked teens. New Haven: Yale University Press.
- Bruns, Axel. (2005). Gatewatching. Collaborative Online News Production. New York: Lang.
- Bruns, Axel. (2008). Blogs, Wikipedia, Second Life, and Beyond. From Production to Producership. New York: Lang.
- 
- Bublitz, Hannelore. (2002). Judith Butler zur Einführung. Hamburg: Junius.
- 
- Buckingham, David. (2008). Introducing Identity. In Ders. (Hrsg.), Youth, Identity, and Digital Media (S. 1–22). Boston: MIT Press.
- Busemann, Katrin & Gscheidle, Christoph. (2011). Web 2.0: Aktive Mitwirkung verbleibt auf niedrigem Niveau. Media Perspektiven, (7–8), 360–369.
- Butler, Judith. (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith. (1995). Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Suhrkamp.

- Butler, Judith. (1996). Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In Sabine Hark (Hrsg.), Grenzen lesbischer Identitäten (S. 15–37). Berlin: Suhrkamp.
- Butler, Judith. (2001). *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- BzgA (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung). (2004). *Heterosexuell? Homosexuell? Sexuelle Orientierungen und Coming-Out ... verstehen, akzeptieren, leben*. Köln.
- Califia, Pat. (1983). Gay Men, Lesbians, and Sex. *Doing It Together. Advocate*, 07.07.1983, 24–27.
- Cass, Vivienne. (1979). Homosexual Identity Formation: A Theoretical Model. *Journal of Homosexuality*, 4(3), 219–235.
- Cass, Vivian. (1996). Sexual Orientation Identity Formation. A Western Phenomenon. In Robert P. Cabaj & Terry Stein (Hrsg.), *Textbook of Homosexuality and Mental Health* (S. 227–251). Washington DC: American Psychiatric Press.
- Santos Castroviejo, Nanina. (2002). De armarios, lesbianas e xente norma ou entrar. In Xosé M. Buxàn Bran, Xose Chao Regom Maria Xose Queizan, Nanina Santos & Beatriz Suarez Briones (Hrsg.), *A Homosexualidade a debate*. Xerais: Vigo.
- Crimp, Douglas. (1989). *AIDS: Cultural Activism/Cultural Criticism*. Cambridge: MIT Press.
- Degele, Nina. (2008). *Gender/Queer Studies: Eine Einführung*. Paderborn: UTB.
- Dhoest, Alexander & Szulc, Łukasz. (2013). The internet and sexual identity formation: Comparing Internet use before and after coming out. *Communications*, 38(4), 347–365.
- Drüeke, Ricarda. (2013). *Politische Kommunikationsräume im Internet. Zum Verhältnis von Raum und Öffentlichkeit*. Bielefeld: transcript.
- Engesser, Sven & Wimmer, Jeffrey. (2009). Gegenöffentlichkeit(en) und partizipativer Journalismus im Internet. *Publizistik*, 54(1), 43–63.
- Feinberg, Leslie. (1993). *Stone Butch Blues. A Novel*. New York: University of North Carolina Press.
- Fink, Gabriele & Kammerl, Rudolf. (2001). Virtuelle Identitäten. Ein Ausdruck zeitgemäßer Identitätsarbeit? *medien praktisch*, 25(1), 10–16.
- Fisch, Martin & Gscheidle, Christoph. (2008). Technische Ausstattung der Onliner in Deutschland. *Media Perspektiven*, (7), 345–349.
- Flick, Uwe. (2007). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von & Steinke, Ines. (2005). Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In Dies. (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 13–29). 4. Auflage. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Fritzsche, Bettina & Hartmann, Jutta. (2007). Selbst-Bewegungen. Subjektive Aushandlungsprozesse von Geschlecht und Begehren – eine Einführung. In Jutta Hartmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht und Sexualität* (S. 135–140). Wiesbaden: VS Verlag.
- Frohn, Daniel. (2007). *Out im Office?! Sexuelle Identität, (Anti-)Diskriminierung und Diversity am Arbeitsplatz*. Köln. Zugriff am 20. Dezember 2011 unter [www.dominicfrohn.de/downloads/Out-im-Office\\_SNW\\_2007.pdf](http://www.dominicfrohn.de/downloads/Out-im-Office_SNW_2007.pdf).

- Gerhards, Jürgen & Neidhardt, Friedhelm. (1991). Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeiten: Fragestellung und Ansätze. In Stefan Müller-Doohm & Klaus Neumann-Braun (Hrsg.), Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Beiträge zur Medien- und Kommunikationssoziologie (S. 31–89). Oldenburg: BIS-Verlag.
- Giffney, Noreen; Sauer, Michelle M. & Watt, Diane. (Hrsg.). (2011). The Lesbian Premodern. New York: Palgrave Macmillan.
- Gissrau, Barbara. (1993). Die Sehnsucht der Frau nach der Frau. Das Lesbische in der Psychoanalyse. Zürich: dtv.
- Goffmann, Erving. (1975). Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Grabs, Anne & Bannour, Karim-Patrick. (2011). Follow Me! Erfolgreiches Social-Media-Marketing. Bonn: Galileo Computing.
- Gray, Mary. (2014). Negotiating Identities/Queering Desires. Coming Out Online and Remediation of the Coming-Out Story. In Anna Poletti & Julie Rak (Hrsg.), Identity Technologies. Constructing the Self Online. Wisconsin, London: University of Wisconsin Press.
- Hacker, Hanna. (1987). Frauen und Freundinnen. Studie zur „weiblichen Homosexualität“ am Beispiel Österreich, 1870–1914. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Halberstam, Judith/Jack. (2005). In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives. New York: New York University Press.
- Hänsch, Ulrike. (2003). Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen in Lebensgeschichten lesbischer Frauen. Opladen: Leske + Budrich.
- Hark, Sabine. (2005). Queer Studies. In Christina von Braun & Inge Stephan (Hrsg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (S. 284–300). Köln: UTB.
- Hasebrink, Uwe & Domeyer, Hanna. (2008). Informationsbedarf und Informationssuche unter den Vorzeichen crossmedialer Nutzung und konvergierender Angebote. Forschungsbericht für das Zweite Deutsche Fernsehen. Hamburg.
- Hasse, Raimund & Wehner, Josef. (1997). Vernetzte Kommunikation. Zum Wandel strukturierter Öffentlichkeit. In Barbara Becker & Michael Paetau (Hrsg.), Virtualisierung des Sozialen. Die Informationsgesellschaft zwischen Fragmentierung und Globalisierung (S. 53–80). Frankfurt/Main: Campus.
- Heinze, Thomas. (2003). Qualitative Sozialforschung. Einführung, Methodologie und Forschungspraxis. München: Oldenbourg.
- Hermann, Stephen Kitty. (2003). Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. Arranca, (28), 9–13.
- Herring, S. C.; Scheidt, L. A.; Bonus, S. & Wright, E. (2004). Bridging the Gap: A Genre Analysis of Weblogs. Hawaii International Conference on Systems Science HICSS-37. Indiana University, Bloomington. Zugriff am 22. November 2011 unter [www.mediensprache.net/archiv/pubs/4061.pdf](http://www.mediensprache.net/archiv/pubs/4061.pdf).
- Höflich, Joachim. (1996). Technisch vermittelte interpersonale Kommunikation. Grundlagen organisatorischer Medienverwendung, Konstitution „elektronischer Gemeinschaften“. Opladen: Leske + Budrich.



- Höflich, Joachim. (2003). Mensch, Computer, Kommunikation: Theoretische Verortungen und empirische Befunde. Frankfurt/Main: Lang.
- Hogan, Bernard. (2009). Networking in Everyday Life. Ph. D. Dissertation an der University of Toronto. Zugriff am 22. November 2011 unter [www.individual.utoronto.ca/berniehogan/Hogan\\_NIEL\\_10-29-2008\\_FINAL.pdf](http://www.individual.utoronto.ca/berniehogan/Hogan_NIEL_10-29-2008_FINAL.pdf).
- Holmes, Sarah. (2000). Coming Out: Psychology. In Timothy F. Murphy (Hrsg.), A Reader's Guide to Lesbian and Gay Studies (S. 151–152). Chicago/London: Fitzroy Dearborn.
- Ito, Mizuko; Horst, Heather; Bittani, Matteo; Boyd, Danah; Herr-Stephenson, Becky; Lange, Patricia; Pascoe, C. J. & Robinson, Laura. (2008). Living and Learning with New Media. Summary of Findings from the Digital Youth Project. Zugriff am 20. Dezember 2011 unter <http://paperc.de/10809-living-and-learning-with-new-media-9780262513654>.
- Jagose, Annamarie. (2001). Queer Theory. Eine Einführung. Berlin: Querverlag.
- Johnson JR., Michael. (2014). The It Gets Better Project: A Study in (and of) Whiteness – in LGBT Youth and Media Cultures. In Christopher Pullen (Hrsg.), Queer Youth and Media Cultures (S. 278–291). New York: Palgrave Macmillan.
- Katz, Jonathan. (1995). The Invention of Heterosexuality. New York: University of Chicago Press.
- Keuneke, Susanne. (2005). Qualitatives Interview. In Lothar Mikos & Claudia Wegener (Hrsg.), Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch (S. 254–267). Konstanz: UTB.
- KGL – Koordinationsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen München. (2004). Unterm Regenbogen. München. Zugriff am 20. Dezember 2011 unter [www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Koordinierungsstelle-fuer-gleichgeschlechtliche-Lebensweisen/Publikationen.html](http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Koordinierungsstelle-fuer-gleichgeschlechtliche-Lebensweisen/Publikationen.html).
- Kluge, Susann & Kelle, Udo. (2010). Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Klüver, Reymer. (2010). Bleibt hier! Dan Savage kämpft gegen Ausgrenzung junger Homosexueller – mit einer Video-Lawine, wie es sie noch nie gab. Süddeutsche Zeitung, 28.10.2010, (250), 19.
- Koch, Michael & Richter, Alexander. (2009). Enterprise 2.0. Planung, Einführung und erfolgreicher Einsatz von Social Software in Unternehmen. 2. Auflage. München: De Gruyter Oldenbourg.
- Kokula, Ilse. (1983). Formen lesbischer Subkultur. Vergesellschaftung und soziale Bewegung. Berlin: Verlag rosa Winkel.
- Krotz, Friedrich. (2007). Mediatisierung. Fallstudien zum Wandel von Kommunikation. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kuckartz, Udo. (2007). Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lenz, Ilse; Sabisch, Katja & Wrzesinski, Marcel. (Hrsg.). (2012). Anders und gleich in NRW – Gleichstellung und Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Forschungsstand, Tagungsdokumentation, Praxisprojekte. Essen.
- Lesbian History Group. (Hrsg.). (1989). Not a Passing Phase: Reclaiming Lesbians in History 1840–1985. London: Women's Press.

- LesMigraS. (2012a). LesMigraS-Kampagne zu Gewalt und Mehrfachdiskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\*Menschen in Deutschland. Zugriff am 22. Juli 2015 unter <http://lesmigras.de/ergebnisse.html>.
- LesMigraS. (2012b). LesMigraS-Kampagne zu Gewalt und Mehrfachdiskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\*Menschen in Deutschland. Zusammenfassung der Ergebnisse. Zugriff am 22. Juli 2015 unter <http://lesmigras.de/ergebnisse.html>.
- Lewis, Lou Ann. (1984). The Coming Out Process for Lesbians: Integrating a Stable Identity. *Social Work/National Association of Social Workers*, 29(5), 464–469.
- Maier, Tanja. (2010). Das Alltägliche im Nicht-Alltäglichen. Geschlecht, Sexualität und Identität in „The L-Word“. In Jutta Röser, Tanja Thomas & Corinna Peil (Hrsg.), *Alltag in den Medien – Medien im Alltag* (S. 109–118). Wiesbaden: VS Verlag.
- Mayring, Philipp. (2002). Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5., überarbeitete und neu ausgestattete Auflage. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Mayring, Philipp. (2008). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 10., neu ausgestattete Auflage. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Meckel, Miriam. (2008). Aus vielen wird das Eins gefunden – wie Web 2.0 unsere Kommunikation verändert. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (39), 17–23.
- Mende, Annette; Öhmichen, Ekkehardt & Schröter, Christian. (2013). Gestaltwandel und Aneignungsdynamik des Internets. *Media Perspektiven*, (1), 33–49.
- Meyer, Ilan H. (2003). Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence. *Psychological Bulletin*, 129(5), 674–697.
- Neuberger, Christoph. (Hrsg.). (2009). *Journalismus im Internet. Profession – Partizipation – Technisierung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Neuberger, Christoph & Gehrau, Volker. (2011). *StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Nghi Ha, Kein; Al-Samarai, Nicola Lauré & Mysorekar, Sheila. (Hrsg.). (2007). *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast.
- O’Neill, Matthew G. (2014). Transgender Youth and YouTube Videos: Self-Representation and Five Identifiable Trans Youth Narratives. In Christopher Pullen (Hrsg.), *Queer Youth and Media Cultures* (S. 34–45). New York: Palgrave Macmillan.
- O’Reilly, Tim. (2005). What is Web 2.0. Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software. Zugriff am 14. August 2011 unter <http://oreilly.com/lpt/a/6228>.
- Paczensky, Susanne von. (1981). *Verschwiegene Liebe. Zur Situation lesbischer Frauen in der Gesellschaft*. München: Bertelsmann.
- Puar, Jasbir. (2011). The Wake of It Gets Better. *The Guardian*, 16.11.2010. Zugriff am 22. September 2015 unter [www.theguardian.com/commentisfree/cifamerica/2010/nov/16/wake-it-gets-better-campaign](http://www.theguardian.com/commentisfree/cifamerica/2010/nov/16/wake-it-gets-better-campaign).
- Puar, Jasbir. (2012). Coda: The Cost of Getting Better: Suicide, Sensation, Switchpoints. *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, 18(1), 149–188.

- Puff, Helmut. (2013). Same-sex Possibilities. In Judith Bennett & Ruth Karras (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Women and Gender in Medieval Europe* (S. 379–395). Oxford: Oxford University Press.
- Ratzinger, Joseph & Amato, Angelo. (2003). Kongregation für die Glaubenslehre. Erwägungen zu den Entwürfen einer rechtlichen Anerkennung der Lebensgemeinschaft zwischen homosexuellen Personen. Zugriff am 20. September 2015 unter [www.vatican.va/roman\\_curia/congregations/cfaith/documents/rc\\_con\\_cfaith\\_doc\\_20030731\\_homosexual-unions\\_ge.html](http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20030731_homosexual-unions_ge.html).
- Redder, Angelika. (2001). Aufbau und Gestaltung von Transkriptionssystemen. In Klaus von Brinker; Gerd Antos; Wolfgang Heinemann & Sven F. Sager (Hrsg.), *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Bd. 2 (S. 1038–1059). Berlin: De Gruyter.
- Rheinberg, Brigitte & Roßbach, Edith. (1987). *Stichprobe: Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Rosen, Jay. (2006). *The People Formerly Known as the Audience*. PressThink, 27.06.2006. Zugriff am 20. September 2015 unter [http://archive.pressthink.org/2006/06/27/ppl\\_frmr.html](http://archive.pressthink.org/2006/06/27/ppl_frmr.html).
- Royal, Cindy. (2008). Framing the Internet. A Comparison of Gendered Spaces. *Social Science Computer Review*, 26(3), 152–169.
- Santos Castroviejo, Nanina. (2002). De armarios, lesbianas e xente norma ou entrar. In Xosé M. Buxàn Bran, Xose Chao Regom Maria Xose Queizan, Nanina Santos & Beatriz Suarez Briones (Hrsg.), *A Homosexualidade a debate*. Xerais: Vigo.
- Savage, Dan & Miller, Terry. (2011). *It Gets Better: Coming Out, Overcoming Bullying, and Creating a Life Worth Living*. New York: Dutton.
- Schmidt, Jan. (2011). *Das neue Netz. Merkmale, Praktiken und Folgen des Web 2.0*. 2., überarbeitete Auflage. Konstanz: UVK.
- Schmidt, Jan. (2009). Braucht das Web 2.0 eine Forschungsethik? *Zeitschrift für Kommunikationsökologie und Medienethik*, 11(1), 38–42.
- Schmidt, Jan; Paus-Hasebrink, Ingrid & Hasebrink, Uwe. (2009). *Heranwachsen mit dem Social Web. Zur Rolle von Web 2.0-Angeboten im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. Berlin: Vistas.
- Scholl, Armin. (2009). *Die Befragung*. Konstanz: UTB.
- Schweitzer, Eva Johanna & Albrecht, Steffen. (2011). *Das Internet im Wahlkampf. Analysen zur Bundestagswahl 2009*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Seidmann, Steven. (1993). Identity and Politics in a „Postmodern“ Gay Culture. Some Historical and Conceptual Notes. In Michael Warner (Hrsg.), *Fear of a Queer Planet. Queer Politics and Social Theory* (S. 105–142). Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Steffens, Caroline Melanie. (2010). Diskriminierung von Homo- und Bisexuellen. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (15–16), 14–20.
- Steffens, Caroline Melanie & Wagner, Christof. (2009). Diskriminierung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen. In Andreas Beelmann & Kai J. Jonas (Hrsg.), *Diskriminierung und Toleranz: Psychologische Grundlage und Anwendungsperspektiven* (S. 241–262). Wiesbaden: VS Verlag.
- Stein, Arlene. (1991). Sisters and Queers. The Decentering of Lesbian Feminism. *Socialist Review*, (20), 33–55.

- Stein-Hilbers, Marlene; Holzbecher, Monika; Bernadette, Klodwig; Kroder, Uta & Soine, Stefanie. (1999). Gewalt gegen lesbische Frauen: Studie über Diskriminierungs- und Gewalterfahrung. Hrsg. vom Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf.
- Imann, Angela. (2008). Identitätsspielraum Internet. Lernprozesse und Selbstbildungspraktiken von Mädchen und jungen Frauen in der virtuellen Welt. Weinheim: Beltz Juventa.
- Tropiano, Stephen. (2014). ‚A Safe and Supportive Environment‘: LGBTQ Youth and Social Media. In Christopher Pullen (Hrsg.), *Queer Youth and Media Cultures* (S. 46–61). New York: Palgrave Macmillan.
- Van Doorn, Niels & Van Zoonen, Lisbeth. (2008). Theorizing Gender and the Internet. Past, Present, and Future. In Andrew Chadwick & Philip Howard (Hrsg.), *Routledge Handbook of Internet Politics* (S. 261–275). London: Routledge.
- Velantine, Gill. (1993). (Hetero)Sexing Space: Lesbian Perception and Experiences of Everyday Spaces. *Environment and Planning: Society and Space*, (11), 395–413.
- Villa, Paula-Irene. (2003). Judith Butler. Eine Einführung. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Winter, Rainer. (2008). Perspektiven eines alternativen Internet. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (39), 23–28.
- Wolf, Gisela. (2004). Erfahrungen und gesundheitliche Entwicklungen lesbischer Frauen im Coming-Out-Prozess. Herbolzheim: Centaurus.
- Zuehlke, Ramona. (2004). „Nichts an mir ist anders, eigentlich ...“ Becoming out – Die Verwirklichung lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte im postmodernen Spannungsfeld von Individuum, Subkultur und Gesellschaft. Herbolzheim: Centaurus.



Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW  
Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen  
[www.netzwerk-fgf.nrw.de](http://www.netzwerk-fgf.nrw.de)

ISBN 978-3-936199-21-5